

**Die unglaublichen Erlebnisse des  
Sevy Lemmots  
(Leseprobe)**

**Yves Gorat Stommel**

## **Danksagung**

an Melanie, Noelle, Barbara und Klaus  
für die (meist) konstruktive Kritik, die zu einem besseren  
Buch beigetragen hat.

## **Impressum**

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

© Yves Gorat Stommel

2014

Vollständig überarbeitete Version 2022

ISBN-13 (Druckversion): 978-1505209501

Lektorat:  
Anja Koda

Coverabbildung:  
Daniel Lieske

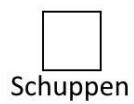
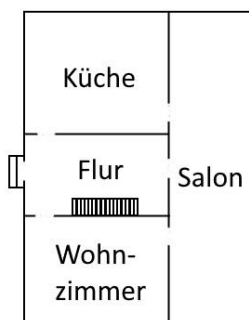
Web:  
[www.yvesgoratstommel.com](http://www.yvesgoratstommel.com)

Facebook:  
[www.facebook.com/yvesgoratstommelautor](http://www.facebook.com/yvesgoratstommelautor)

Email:  
[ygstommel@gmx.de](mailto:ygstommel@gmx.de)

Postanschrift:  
Kibbelstraße 14, 45127 Essen, Deutschland

Umgebung und Erdgeschoss  
Musen-Villa



Landstraße



## Kapitel 1: Die Villa

Heute war ein guter Tag!

Sevy Lemmots stieg aus seinem alten Chevrolet und nahm seinen Kauf in Augenschein. Sein Grinsen reichte von Ohr zu Ohr.

Vor ihm stand sein neues Zuhause. Eine Villa aus dem letzten Jahrhundert, umgeben von Feldern. Idyllisch. Ruhe ausstrahlend. Perfekt.

Sevy legte den Kopf schräg und schürzte die Lippen.

Nun gut, nicht wirklich *perfekt*. Um einige Ausbesserungsarbeiten würde er wohl nicht herumkommen. Unter anderem gab es eine größere Menge an Löchern zu stopfen. Fünfundneunzig, wenn er ganz genau war. Denn so viele Kugeln hatte der Vorbesitzer während einer Episode geistiger Umnachtung in die Wände geschossen. Glücklicherweise war Aldamor Frick allein gewesen, als er sein Haus unter Zuhilfenahme eines Gewehrs umdekorierte. Trotz der Abgeschlossenheit der Villa war seine Tat nicht unbemerkt geblieben, und kurz darauf musste Aldamor ausziehen. Die Regierung spendierte ihm eine weiße Zwangsjacke, freie Kost und Logis und ließ ihn sogar gratis abholen.

Aldamor Frick ... Sevy konnte es kaum fassen, dass er vor dem ehemaligen Domizil des berühmten Mannes stand. Der Name war ein fester Begriff in der Kunstwelt. Ein Kunsttitan! Auch wenn er nun in der Irrenanstalt vermutlich mit Wasserfarben und Papier, anstatt mit Öl und Leinwand

hantierte. Ein wahrhaft bemerkenswerter Verlauf eines kurzzeitig so erstaunlichen Lebens. Innerhalb weniger Monate war Frick zum neuen Star der Szene avanciert, innerhalb weniger Tage – so schien es – hatte er dann den Verstand verloren, was schließlich in der gebäudeweiten Lüftung resultierte.

Abschrecken konnte diese Vergangenheit des Hauses Sevy nicht.

»Ein Unikat!«, freute er sich, verriegelte dann die Fahrertür seines 82er-Chevrolets und ging auf das Haus zu.

Links, rechts und hinter der Villa breiteten sich Felder aus, in größerer Entfernung hier und da unterbrochen von kleinen Kiefer- und Pappel-Ansammlungen. Die vereinsamte Landstraße lag auch jetzt komplett verlassen da. Wenn am Tag zwanzig Autos hier vorbeifuhren, wies das bereits auf Umgehungsverkehr infolge eines Unfalls auf der Hauptstraße hin.

Sevy zögerte den Moment des ersten Betretens hinaus und schlenderte stattdessen gemächlich auf das Haus zu. Es war eigentlich viel zu groß für einen einzigen Bewohner. Aber schon seit der Errichtung des neo-gotisch angehauchten Prunkstücks durch einen gewissen Alfons Herder hatte nie mehr als eine Person hier gelebt.

Von einem nahezu quadratischen Grundriss aus erhob sich das Gebäude etwa neun Meter bis zum Dachfirst. Auf den ersten Blick handelte es sich um einen düsteren, unheimlichen Bau. Doch Sevy sah die Villa mit ganz anderen Augen.

»Die Musen-Villa«, murmelte er. »*Meine* Musen-Villa.«

Der Spitzname haftete dem Bauwerk seit Jahren an. Der Makler dagegen hatte von einer *geschichtsträchtigen und soliden Investition* gesprochen. Aber Sevy war natürlich das unter der Hand weitergegebene Versprechen an die Bewohner der *Musen-Villa* nicht unbekannt. Ein Versprechen, das auf eine strahlende Zukunft hoffen ließ. Man mochte dem Aberglauben zusprechen oder auch nicht, aber es war unbestritten, dass gleich drei Künstler kurz nach ihrem Einzug in das Haus zu Weltruhm gelangten.

Nur wenige Wochen ohne Bewohner hatten gereicht, um dem Haus das Aussehen einer Geistervilla zu verleihen. Der Rasen wucherte wild und das über die Haustür geklebte rot-weiße Polizeiband flatterte unheimlich im Wind. Und dann war da noch die Stille. Diese unheimliche Stille. Nicht einmal Vögel hielten sich in der Nähe der Villa auf. Es gab einfach keine Bäume, auf denen sie sich hätten niederlassen können.

Sevy sah hinauf zu dem schwarz geschindelten Dach. Auch dieses wurde von den Vögeln verschmäht.

Hinter dem Anwesen passierte er einen kleinen Bau. Nie vervollständigt, schauten aus dem grauen Kubus eine Vielzahl verrosteter Armierungsstangen hervor. Am besten, er würde den unfertigen Schuppen abreißen lassen.

Zurück auf der Vorderseite näherte Sevy sich nun der mittig angebrachten, schweren Eichenholztür. Es knarzte laut, als sie widerwillig den Weg in das Hausinnere frei gab. Für Sevy war es das erste Mal, dass er die Villa betrat. Er hatte das Anwesen



gekauft, ohne je einen Fuß hineingesetzt zu haben. Das Gebäude war viel zu berühmt, als dass er nach dem Lesen der Zeitungsanzeige nicht sofort nach dem Telefon gegriffen hätte. Eine solche Chance hatte er nicht durch Zögern ungenutzt verstreichen lassen können.

Die kleine Eingangshalle war im Großen und Ganzen leer. Einzig eine einfache Kommode hatte die Umzugsfirma übersehen – oder absichtlich vergessen? Staub lag fingerdick überall dort, wo ... nun, fast überall. Lediglich einige freigetretene Pfade zogen sich von dem Eingang zu dem Treppenhaus, beziehungsweise zu den insgesamt drei abgehenden Türen.

Nein, es waren vier, stellte er direkt darauf fest. Die letzte lag rechts von ihm unter der Treppe. Diese nahm ihren Ursprung mittig im Haus und führte dann zur Vorderfront des Hauses hin in das Obergeschoss. Der darunter liegende Durchgang führte in den Keller, wie Sevy mit einem kurzen Blick feststellte. Er würde ihn später inspizieren. Auch das Obergeschoss hob er sich für später auf. Allerdings warf er schon jetzt einen neugierigen Blick die steile Treppe hinauf, die von einem Geländer aus dunklem Holz flankiert wurde. Überhaupt schien so gut wie alles im Eingangsbereich aus Holz gefertigt oder, im Falle der Wände, zumindest damit vertäfelt zu sein.

Sevy legte die Schlüssel auf der Kommode ab, erste Fingerabdrücke in der unbefleckten Staubschicht hinterlassend. Dann begab er sich auf eine Erkundungstour des Erdgeschosses.

Die rechte Tür führte in das Wohnzimmer, das ohne Möbel einen eher ungemütlichen Eindruck machte. Wie der Makler ihm erzählt hatte, war das Erdgeschoss zu Aldamor Fricks Zeit mehr oder weniger ungenutzt gewesen. Der Künstler hatte sich in das Obergeschoss zurückgezogen. Lediglich die im Erdgeschoss gelegene Küche wurde hin und wieder benutzt.

Sevy machte sich auf den Weg zu eben jener Küche. Wie das Wohnzimmer lag sie in der vorderen Hälfte des Hauses und war über die linke Tür des Flurs erreichbar.

Sevy kreuzte die Flur. Hoffentlich funktionierten die wesentlichen Küchengeräte nach der Schießerei noch, denn Geld für größere Ersatzkäufe blieb ihm nicht.

Er hatte den Flur bereits fast durchquert, als er innehielt. Verwundert schaute er zu der Kommode und klopfte seine Hosentaschen ab. Schon wollte er in das Wohnzimmer zurückkehren, zögerte aber. Er war sich sicher: Seine Schlüssel hatte er auf die Kommode gelegt. Nur, dass sie dort nicht mehr waren.

Er warf einen Blick unter das Möbelstück. Nichts. Mal abgesehen von Staub.

Aufgrund seiner Größe war der Schlüsselbund eigentlich kaum zu übersehen. Das damit verbundene Gewicht war gleichzeitig der Grund dafür, dass Sevy ihn ungerne mit sich herum trug.

Einen Moment lang ging Sevy in sich, rekonstruierte gedanklich die letzten paar Minuten. Zugegebenermaßen war er oft etwas vergesslich und nicht ganz bei der Sache. Hatte er

sie vielleicht doch ...? Auf das Gründlichste durchsuchte er seine Taschen, öffnete aus purer Verzweiflung sogar die einzige Schublade der Kommode – und riss die Augen auf.

Da waren sie!

Kopfschüttelnd nahm er den Bund heraus.

»Weniger *Haus der Musen*, sondern eher *Haus der Vergesslichkeit*«, murmelte er. Er beschloss, die Zweifel an seiner geistigen Verfassung zu ignorieren, genoss dafür den kurzen Schub der Erleichterung und trat in die Küche.

Der Raum war hell: Fenster in den zwei Außenmauern ließen Licht herein. In direkter Nähe zur Tür, durch die er die Küche betreten hatte, führte eine weitere, um neunzig Grad versetzt, in den letzten Raum des Erdgeschosses. Er zog sich über die gesamte Rückseite des Hauses und war wie das Wohnzimmer vollkommen leer: der sogenannte Salon.

»So viel Platz«, sagte er in die Stille hinein und kehrte beunruhigt, da seine Gedanken zu der winterlichen Heizrechnung wanderten, in die Küche zurück.

Auch hier befanden sich kaum Möbel. Außer einem Tisch und zwei Stühlen stellte lediglich der gelbe Kochtrakt einen Blickfang dar; er wurde durch eine Trennwand auf Brusthöhe (ihm drängte sich das Wort *Bar* auf) von dem Rest des Raumes abgetrennt.

Die Anzahl der Einschusslöcher war hier an einer Hand abzuzählen. Insgesamt schienen der Raum und dessen Inventar in guter Verfassung zu sein. Der Kühlschrank summte leise vor sich hin, die Mikrowelle zeigte die (falsche) Zeit an.

Sevy legte die Schlüssel auf den Tisch und öffnete dann die Schränke. Sie waren allesamt leer.

Zufrieden sah er sich um. Er konnte es kaum erwarten, einzuziehen. Einige kleinere Leinwände, ein paar Tuben Ölfarbe, eine Matratze mit Bettzeug und einen Koffer mit Kleidung hatte er bereits mitgebracht. Theoretisch konnte er gleich anfangen zu malen und die legendäre, stimulierende Wirkung des Hauses testen, wäre da nicht das Verpflegungsproblem. Am besten war es sicherlich, er fuhr kurz in die Stadt, um sich mit einigen Nahrungseinkäufen schon heute notdürftig in seinem neuen Zuhause und Atelier einrichten zu können.

Voller Vorfreude warf Sevy einen letzten Blick aus dem Fenster, wandte sich zum Gehen – und stockte.

»Hey!«

Über die Trennwand hinweg sah er direkt auf den kleinen Esstisch, auf dem er seine Schlüssel abgelegt hatte. Sie schwebten nun einige Zentimeter über der Tischplatte – gehalten von einer schmalen, knochigen Hand. Mehr war von der diebischen Person nicht zu sehen.

Schnell ging Sevy um den Tisch herum und näherte sich dem Eindringling, der erst jetzt vollständig ins Blickfeld rückte.

Mitten in der Bewegung hatte die kleine Gestalt innegehalten. Langsam wandte sie Sevy den Kopf zu, ein schuldbewusstes Lächeln auf den spröden Lippen. Der Körper war schmal und in ein weites, braunes Gewand gekleidet, das an der Taille mit einer Kordel zusammengehalten wurde. Im Vergleich zu der

Statur – das Wesen mochte höchstens einen Meter groß sein – wirkte der Kopf geradezu riesig. Dessen Form war darüber hinaus mehr breit als hoch, und die flache Stirn sowie das fliehende Kinn gaben dem Wesen ein eher kindliches Aussehen. In der Tat mochte man den verhinderten Dieb auf den ersten Blick für einen Drei- oder Vierjährigen halten, doch schon der zweite belehrte einen eines Besseren: Kinder waren in aller Regel nicht kahl und verfügten außerdem nicht über eine derart gedeihende Nasenhaarpracht.

Das ungewohnte Äußere verunsicherte Sevy, doch die Verärgerung über den versuchten Diebstahl gewann die Oberhand.

»Was soll denn das werden?«

»Uhm ... Schlüssel?« Die Tonlage der Stimme passte zu einem zehnjährigen Jungen, aber die Intonation deutete eher auf einen Erwachsenen. Noch immer verharrte das Wesen in seiner Stellung, dabei das Bündel in der Hand über dem Kopf haltend.

»Meine Schlüssel«, spezifizierte Sevy. »Hast du sie vorhin auch schon genommen? In der Vorhalle?«

Stolz nickte das Wesen.

»Super-Leistung«, höhnte Sevy.

»Danke.« Das Wesen entspannte sich angesichts des vermeintlichen Lobes und steckte den Schlüsselbund ein.

»Hey! Die hätte ich gerne wieder!«

Mit großen Augen sah die Gestalt ihn an. »Was?«

»Die Schlüssel.«

»Welche Schlüssel?«

»Die in deiner Tasche!« Allmählich verlor er die Geduld.

»Welche Tasche?«

»Die Tasche in deinem ...«

Das Wesen lachte, hielt sich prustend die Hand vor den Mund. Die langgliedrigen Finger verdeckten fast die Hälfte des Gesichtes. »War nur ein Scherz!«

Sevy biss die Zähne aufeinander. »Was willst du überhaupt damit?«

Die fröhliche Miene fiel in sich zusammen. »Womit?«

Entnervt schloss der Künstler einen Moment lang die Augen. »Mit ... meinen ... Schüsseln.«

Die Frage schien kompliziert. Ein Ausdruck der Verwunderung schlich sich auf das Gesicht des Wesens, nachdenklich schaute es auf den wieder hervorgeholten Bund. »Nun ...«, meinte es, sich auf die Lippen beißend. »Nun ...« Es sah sich um und die Augen wanderten zu den beiden Türen. Offensichtlich suchte es nach einem Fluchtweg. »Uhm ... Tja ...« Langsam tat es einen Schritt nach hinten, fort von Sevy.

»Her mit den Schlüsseln!«, befahl Sevy und riss den Bund aus den schmalen Fingern.

»Nicht fair!«, beklagte sich die Gestalt. »Das war nicht nett!«

»... beschwerte sich der Dieb«, murmelte Sevy und steckte die Schlüssel tief in seine Hosentasche. Als Demonstration seiner Überlegenheit schlug er zweimal von draußen darauf und schenkte dem Kleinwüchsigen ein überlegenes Grinsen.

Dann widmete er sich der Tatsache, dass ihm sowohl die Anwesenheit als auch die Gestalt seines Besuchers zu denken geben sollten.

»Wer bist du überhaupt?«

»Laval.«

Mitleidig verzog Sevy den Mund. »Alternative Eltern, was? Flower-Power-Einstellung? Jeder ist einzigartig und solch ähnliches Gedankengut?«

»Äh ...«

»Vergiss es«, ersparte er Laval die Antwort. »Was tust du hier? Und wie bist du hereingekommen?«

»Also ...« Laval hob die linke Hand und griff mit der rechten nach seinem Zeigefinger. »Ich bin hier, um deine Schlüssel zu verlegen.« Nachdenklich streckte er einen zweiten Finger – und Sevy stellte verwundert fest, dass Laval nur drei davon hatte.

»Und ich komme aus dem Wohnzimmer. Zu Fuß.«

Stolz auf seine Ausführungen sah er auf und zeigte an Sevy vorbei. »Das ist dort!«

»Das war ja erstaunlich informationsfrei«, erwiderte Sevy. Er sah Laval forschend an. »Machst du das eigentlich absichtlich?«

»Was?«

»Überflüssige Fragen stellen und inhaltslose Antworten geben. Mich damit in den Wahnsinn treiben.«

»Du bist wahnsinnig?« Alarmiert wich Laval ein Schritt zurück.

»Nein, bin ich nicht.« Sevy seufzte. »Also, versuchen wir es noch mal: Wie bist du in dieses Haus gekommen?« Er fügte hinzu: »Und damit meine ich nicht durch die Haustür.«

Ein quietschendes Geräusch ließ Sevy herumfahren, Laval damit mehr Bedenkzeit verschaffend. Ein schmaler Streifen Licht fiel aus dem Kühlschrank, der sich etwa einen Zentimeter weit geöffnet hatte. Schon hatte Sevy ihn erreicht, schloss ihn und rüttelte ein-, zweimal daran, um sicher zu stellen, dass er wirklich geschlossen war.

»Nun«, wandte er sich wieder an Laval, »Du wolltest mir ...«

Mit Wucht schlug Sevy gegen die Kühlschranktür, als diese sich erneut öffnete. »Memo an mich ...«, murmelte er, »Tesafilm kaufen.«

Dann bemerkte er den Druck, der von der Kühlschranktür ausging – und er hörte die wütenden Schreie, die durch die Isolierung drangen.

Erstaunt wich er zurück, als die Tür aufschwang. Der Kühlschrank war leer – bis auf eine verschrobene Gestalt. Sie war noch etwas kleiner als Laval, doch von genauso merkwürdigem Aussehen. Böse funkelte das Wesen Sevy an, auch wenn es dafür den Kopf schmerzhaft verdrehen musste. Aus irgendeinem Grund hatte es sich zwischen dem mittleren und dem oberen der Roste gezwängt. Die in einer schmutzigen Hose aus Jute steckenden Beine waren unnatürlich angewinkelt.

»Was soll das?«, wollte das Wesen wissen. »Soll ich erfrieren? Mir ist kalt!«



Sevy brauchte nur den Bruchteil einer Sekunde, bis er sich gefangen hatte: »Dann ist ein Kühlschrank wohl kaum der richtige Aufenthaltsort für dich. Raus da!«

»Wie kannst du es wagen ...«, begann die Gestalt, hob dann erstaunt die Augenbrauen. »Hey ... rauskommen! Gar nicht mal so dumm ...« Einen Moment lang schien das Wesen den Vorschlag ernsthaft in Erwägung zu ziehen, dann schüttelte es den Kopf und meinte: »Mein Fehler: War doch eine blöde Idee.« Wie selbstverständlich lehnte es sich wieder zurück und fing zufrieden an zu summen.

Sevy sah sich verduzt nach Laval um. »Also ... bei dir war ich mir schon nicht so sicher, aber der da ...«

»Knut«, unterbrach ihn Laval.

»Von mir aus ...« Er zögerte. »Knut ist kein Kind, oder?«

Laval schüttelte den Kopf. »Schon seit knapp dreihundert Jahren nicht mehr.«

»Richtig«, murmelte Sevy. »Natürlich. Denn ihr seid ...?«

»Kobolde?«, erwiderte Laval unsicher. Die Frage schien ihn zu überfordern.

»Kobolde ...« Sevy blähte die Wangen auf, ließ die Luft laut entweichen. »Kein Wunder, dass die Villa so billig war. Schon nach fünf Minuten gibt das Hirn nach. Ob es hier irgendwelche giftigen Dämpfe gibt?«

Er öffnete die Fenster, atmete tief die frische Luft ein, alldieweil interessiert von Laval beobachtet. Knut piff inzwischen weiter vor sich hin. Sevy glaubte *Marmor, Stein und Eisen bricht* zu erkennen.

Schließlich schüttelte der neue Hausbesitzer den Kopf.

»Nein, daran scheint's nicht zu liegen. Bleiben die Möglichkeiten Traum, Schlaganfall ... oder ihr seid tatsächlich echt.«

Der letzte Teil des Satzes war an Laval gerichtet, der angesichts Sevys abwartendem Blick nun verunsichert an sich herunterschaute. »Echt?«, schlug er dann zweifelnd vor.

»Echt ...« Sevy dachte an den mittlerweile in einer Irrenanstalt lebenden Vorbesitzer des Hauses. Ob es einen Zusammenhang zwischen seinem Nervenzusammenbruch und den Kobolden gab?

»Kennt ihr Aldamor Frick?«

»Hm«, bejahte Laval. »Unangenehmer Typ. Hat nie seine Schlüssel abgelegt.«

Konnte es sein? War dies eines der Dinge, welche die Villa besonders machten? Waren die beiden Kobolde tatsächlich echt? Oder ging seine Fantasie mit ihm durch? Es wäre nicht das erste Mal ... In seiner Jugend hatte er imaginäre Freunde gehabt, später wurden daraus imaginäre Freundinnen (traurig, aber wahr). Außerdem schwor Sevy jedem, der es hören wollte, hoch und heilig, dass er tatsächlich einst ein Gespräch mit seinem Hamster geführt hatte (allerdings hatte er damals recht viel getrunken (Sevy, nicht der Hamster)).

Er schüttelte den Kopf. Die genaue Herkunft seiner Besucher spielte momentan keine Rolle. Fantasiegebilde, Irre, hässliche Kinder, Kleinwüchsige oder tatsächlich Kobolde: Er würde damit fertig werden.

Unvermittelt schlug er sich forsch auf die Hosentasche.

Beleidigt zog Laval die Hand zurück. »Aua!«

»*Meine* Schlüssel«, betonte Sevy. »Und wo wir schon dabei sind: *mein* Haus! Ich fahre jetzt in die Stadt, und wenn ich zurückkomme, will ich stark hoffen, dass ihr verschwunden seid. Sonst muss ich andere Saiten aufziehen!«

Laval nickte. »Sicher, kein Problem. Dein Haus, deine Schlüssel.« Er schien geknickt, doch dann leuchtete sein Gesicht auf. »Ich kümmere mich um Knut!«

Mit einem kritischen Blick auf den Kühlschrank verließ Sevy sein neues Zuhause und fuhr in die Stadt.

## Kapitel 2: Das Gefängnis

Bereits aus über einem Kilometer Entfernung ließen die offenen Felder hin und wieder einen ungehinderten Blick auf die Villa zu: ein isolierter, dem langsamen Verfall ausgelieferter Bau. Tatsächlich konnte Sevy bei diesem Anblick nachvollziehen, weswegen es keinen Biete-Wettkampf um das Anwesen gegeben hatte. Der Makler hatte fast erleichtert gewirkt, als Sevy sich bei ihm meldete.

Dreißig Kilometer von der nächsten Stadt entfernt und zwanzig bis zum nächsten Nachbarn – Einsamkeit war nicht jedermanns Sache. Doch für ihn als Künstler gab es kaum einen besseren Ort, um sich schaffend zu betätigen. Dies hatte die *Musen-Villa* längst bewiesen. Drei Besitzer hatte sie in den letzten vier Jahren beherbergt: Drei renommierte Künstler aus den unterschiedlichsten Bereichen.

Den Anfang hatte der Filmmusik-Komponist Ludovico Ernst gemacht. Sein Nachfolger war der begnadete Autor Machius Schrift gewesen. Und bis vor Kurzem hatte natürlich Aldamor Frick, der europaweit bekannte Maler, in dem Anwesen gelebt. Wobei der geistige Absturz des Malers seinem Ruhm nicht abträglich gewesen war. Genialität und Wahnsinn waren in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit bekanntlich zwei Seiten derselben Medaille, und so konnte der mentale Ausraster mit dem notwendigen Wohlwollen als ein Ausbruch der Inspiration ausgelegt werden. Außerdem würden in absehbarer Zeit keine neuen Bilder von ihm auf den Markt kommen, was wiederum

die Preise anheizen würde. Im übertragenen Sinne galt dies übrigens auch für die beiden anderen Vorbesitzer: Ihre schaffende Lebensphase schien mit dem Auszug ebenso abgeschlossen. Ludovico Ernst hatte das Haus eines Tages einfach verlassen und sich auf der Couch seines Psychiaters einquartiert. Er war dort sehr, sehr lange geblieben. Machius Schrift neigte, wie Aldamor Frick, mehr zur radikalen Variante und hatte versucht, die Villa niederzubrennen. Erstaunlicherweise war ihm dies nicht gelungen, da nach seiner verwirrten Aussage alle seine Streichhölzer nass, und sämtliche Feuerzeuge leer gewesen waren. Als Schrift sich in der Stadt einen Flammenwerfer zulegen wollte, hatte die Polizei ihn schließlich verhaftet. Wo der Schriftsteller heute weilte, wusste Sevy nicht.

Die Sonne berührte bereits den Horizont, als Sevy das Auto parkte und mit den Armen voller Lebensmittel auf die Villa zuzuging. Er hatte nicht abgeschlossen, um Laval und Knut einen ungestörten Abzug zu ermöglichen, und so stieß er die Tür mit dem Fuß auf.

Im ersten Moment übersah er die roten Flecken, die im Flur die dunklen Dielen schmückten. Auch ignorierte er anfänglich die arg roten Lippen Lavals, als dieser ihm aufgeregt aus der Küche entgegenkam.

»Habe ich nicht gesagt ...«, begann Sevy, bevor sich seine Augen weiteten. »Ist das ...? Nein!«

»Was?«, fragte Laval, doch Sevy drängte sich bereits an ihm vorbei in die Küche und sah seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt.

Der Küchentisch schien das Opfer einer Farbenexplosion geworden zu sein. Jede einzelne seiner Farbtuben war geöffnet worden, und in großen, grünen Lettern ließ sich *Knut und Laval waren hier!* auf den Fliesen lesen.

»Schmeckt irgendwie komisch«, meinte Laval, auf seine angemalten Lippen deutend. Er war Sevy gefolgt und erkannte die Anzeichen eines drohenden Wutausbruchs anscheinend noch nicht.

»Vermutlich, weil es kein Lippenstift ist«, presste Sevy zwischen den Zähnen hervor.

»Ach so?« Der Kobold produzierte einige schmatzende Laute, fragte dann: »Sicher?«

»Was genau hast du nicht verstanden, als ich sagte: Verschwindet aus meinem Haus?«

Verbissen arbeitete Sevy daran, seinen rasenden Puls unter Kontrolle zu bekommen. Er presste die Hände zu Fäusten, in einem Versuch, die Aggressivität zu kanalisieren.

»Uhm ... alles?« Als sich Sevys Miene tatsächlich noch weiter verfinsterte, korrigierte Laval sich schnell: »Nichts?«

»Raus!«, fuhr Sevy ihn an.

»Raus aus der Küche?«

»Raus aus meinem Haus!«

Zum ersten Mal zeigte sich Entschlossenheit in Lavals breitem Gesicht. »Geht nicht.«

»Sicher geht das!«, widersprach Sevy. »Knut! Du auch!«

Die Kühlschrantür wurde aufgestoßen und Knut schaute ihn mit einem breiten Grinsen an. Seine Zähne waren weiß. Strahlend weiß.

Ein Blick auf den Boden bestätigte Sevys Vermutung: Dort lag die nur noch halb volle Tube mit weißer Ölfarbe.

»Raus hier, beide!«, wiederholte Sevy.

Widerwillig gehorchten die Kobolde dieses Mal und folgten ihm in den Flur – dort blieben sie jedoch stehen. Laval verharrte wenige Meter von der Haustür entfernt, während Knut sich im Hintergrund hielt und alle paar Sekunden mit dem Finger testete, ob die Farbe auf seinen Zähnen schon ausgehärtet war.

»Seid froh, dass ich keinen Schadensersatz von euch verlange!«, drohte Sevy. »Ich will euch hier nie wieder sehen, verstanden?«

Schweigend sahen die beiden Kobolde ihn aus großen, grünen Augen an.

»Was wollt ihr noch?«

»Wir können nicht raus«, meinte Laval ernst. »Wir wissen nicht, wie.«

»Was ist daran so schwer?« Ungestüm öffnete Sevy die Tür und tat zwei Schritte hinaus. »Hier, so einfach! Draußen ...« Er trat wieder hinein. »Drinnen. Ihr draußen, ich drinnen!«

Laval tippte nachdenklich mit einem Finger an sein Kinn, die ultimative Denkerpose einnehmend. Er ging einen Schritt vor. Noch etwa ein Meter trennte ihn von der Schwelle. »Wie war das? Noch ein letztes Mal, bitte.«

»Mein Gott!«, murmelte Sevy, um geistigen Halt ringend. Er machte einen großen Sprung vor die Tür. »Draußen ... und ...«  
Laval schloss die Tür und schob den Riegel vor.

Etwa fünfzehn Minuten hatte Sevy gebraucht, um sich einigermaßen zu beruhigen. Den Kopf aufgestützt, saß er auf der Schwelle seines Hauses und beobachtete mit finsterner Miene den Sonnenuntergang. Eine Strähne seines fast schwarzen Haares fiel ihm in die Augen und ein Dreitagebart umrahmte sein Gesicht – so, wie es sich für jeden ernsthaften Künstler gehörte.

Verdutzt hatte er auf die Tür gestarrt, als diese ins Schloss gefallen war. Die Verwirrung war schnell der Wut gewichen: Lauthals hatte er seinem Ärger Luft gemacht. Doch sowohl Laval als auch Knut hatten kein einziges Wort mehr an ihn gerichtet. Erst als Sevy feststellte, dass er seine Stimmbänder sinnlos belastete, hatte er sein Geschrei eingestellt.

»Und?«, fragte nun eine Stimme durch den Briefkastenschlitz.

»Und was?«

»Willst du wieder rein?«

»Nein, ich verbringe bevorzugt die Nacht draußen. Vor allem, wenn ich von Eindringlingen aus meinem eigenen Haus ausgesperrt werde.«

»Draußen schlafen ist aber keine gute Idee«, gab Laval zu bedenken.

»Sag bloß.«

Beide verstummten.



»Wenn du mir zuhörst, dann lasse ich dich danach rein«, schlug Laval vor.

Zuerst wollte Sevy sich weigern, doch was hatte er zu verlieren? Tatsächlich wurde es langsam kühl, und er konnte nicht mal zurück in die Stadt fahren, da sich sein Schlüsselbund zusammen mit seinen Einkäufen in der Küche befand. Vermutlich hatte Laval sie längst ‚verlegt‘. Missmutig schüttelte Sevy den Kopf über seine eigene Dummheit.

»Erzähle.«

Laval räusperte sich. »Für uns Geisterwesen ist die Villa wie ein Gefängnis. Wir können das Haus nicht verlassen, können nicht durch die Tür hinaus.«

»Dann springt aus dem Fenster«, schlug Sevy vor.

»Darf ich weitererzählen?«, empörte sich Laval. »Danke. Also, wir können nicht raus. Egal, ob Kobold, Pixie, Leprechaun, Zwerg oder Heinzelmännchen: Kein Geisterwesen, das erst mal in der Villa ist, kann wieder hinaus.«

»Tatsächlich?«, fragte Sevy, dabei darauf achtend, dass pures Desinteresse im Tonfall mitschwang.

»Ja!«, erwiderte Laval, der die Rückfrage als ehrliche Anteilnahme fehlinterpretierte. »Der Grund ist, dass vor etwa achtzig Jahren der persönliche Schutzgeist von Alfons Herder vor einer Troll-Übermacht fliehen musste.«

»Aha.«

»Das sind böse Geisterwesen, weißt du.«

»Hm.«

»Und Alfons Herder hat das Haus gebaut.«

»Interessant.«

»Nun, nicht selbst natürlich, aber er hat es bezahlt.«

»Klar.« Mit einem größeren Stein zeichnete Sevy eine kleine Gestalt, nicht unähnlich einem gewissen Kobold, in den Kies. Er versah den Hals mit einer Schlinge und fügte auch das weitere Zubehör eines Galgens hinzu. Seine Stimmung besserte sich schlagartig, und er kicherte leise.

»Also: Irving, der Schutzgeist von Alfons Herder, hatte die Intelligenz eine Gruppe von Trollen beleidigt«, fuhr Laval fort. »Und zwar so ungeschickt, dass die Trolle die Beleidigung auch mitbekamen. Daher wollten sie ihm eine Abreibung verpassen, was Irving wohl nicht toll fand. Und da er gegen so viele Trolle kaum anstinken konnte, sprach er eine Beschwörung aus, sobald er durch die Haustür gerannt war. Damit wurde das Haus undurchlässig für böse Geisterwesen. Sie konnten nicht hinein. Und Irving war sicher.«

»Solange er nicht aus dem Haus ging«, gab Sevy zu bedenken.

»Genau da liegt das Problem«, erwiderte Laval. »Denn leider war er nicht sehr gut in Zaubersprüchen.«

»Warum bin ich nicht überrascht?«, murmelte Sevy.

»Zwar können die bösen Geisterwesen nun nicht mehr herein – außer der Hausbesitzer lädt sie explizit dazu ein –, aber dafür können ...«

»Moment«, unterbrach Sevy den Kobold. »Mit Einladung können die bösen Geisterwesen trotzdem herein?«

»Das habe ich doch gerade gesagt«, erklärte Laval ungeduldig. »Du musst mir schon zuhören!«

»Aber nur, wenn *ich* sie einlade?«

»Ja-ha! Aber so dumm wirst du ja wohl nicht sein. Oder?« Er pausierte, doch Sevy sprang nicht auf die implizite Herausforderung an. »Wobei das gar nicht das eigentliche Problem ist. Viel schlimmer ist, dass gute Geisterwesen, die einmal die Villa betreten haben, sie nicht mehr verlassen können. Sie sind hier gefangen. Ich bin hier gefangen. Wir, also die guten Geisterweisen, können einfach hinein und brauchen keine Einladung.«

»Du willst mir nicht ernsthaft erzählen, dass du zu den als ‚gut‘ eingestuften Exemplaren eurer Sippe gehörst«, warf Sevy ein. »Du klast dauernd meine Sachen, sperrst mich aus und machst einen Sauhaufen aus meinem Haus.«

»Das ist mein Job«, erwiderte Laval gekränkt. »Ich bin dafür verantwortlich! Das machen wir Schlüsselgeister halt so: Wir verlegen die Schlüssel. Die Menschen verzweifeln dann und wundern sich über ihre eigene Dummheit.«

»Toller Job. Leider hast du zwei Dinge übersehen.«

»Was?« Wirkliches Interesse sprach aus Lavals Tonfall.

Sevy drehte sich um und sah die großen, grünen Augen durch den Briefschlitz schielen. »Erstens sollte man dich nicht bemerken, wenn du die Schlüssel stiehst! Da hat bei dir wohl die Ausbildung versagt.«

Laval verengte die Augen.

»Zweitens verlegt kein Mensch innerhalb von fünfzehn Minuten dreimal seinen Schlüssel! Bei dem Thema Intelligenz solltest du nicht von dir auf andere schließen.«

Einen kurzen Moment lang verharrte Laval noch, dann schloss sich der Briefkastenschlitz. Beleidigt vor sich hin schimpfend, verklangen die Schritte des Kobolds auf dem Weg tiefer in das Hausinnere.

»Na, super«, murmelte Sevy. Dann wandte er sich wieder den nach und nach aufleuchtenden Sternen zu.

»Nicht alle Menschen können uns sehen – normalerweise«, erklärte Laval, als er Sevy nach weiteren zehn Minuten hineinließ. »Aber die Menschenleere hier vereinfacht das Ganze. Naturnähe und so ...« Er wedelte unbestimmt mit den Händen. »Keine Ahnung wie das genau funktioniert. Auf jeden Fall werden Menschen dann offener und sehen uns leichter. Außerdem wohnen wir hier auf ewig, da geben wir uns nicht mehr ganz so viel Mühe mit dem Nicht-Auffallen.«

»Ach so! Und ich dachte, deine Unfähigkeit diesbezüglich sei einfach nur auf dein mangelndes Talent zurückzuführen«, erwiderte Sevy, die Tür hinter sich schließend.

»Und dass ich so oft versucht habe, deinen Schlüssel zu verlegen, liegt einfach daran, dass ich einen Soll zu erfüllen habe«, überhörte Laval den Einwand.

»Einen Soll?«

Laval nickte. »Ich muss im Schnitt jede Woche einmal die Schlüssel verlegen.«

»Aber ...?«, dehnte Sevy seine Frage. »Du hast es öfter gemacht, weil du ein verkappter Streber bist?«

»Ich hatte halt ein paarmal nachzuholen«, schmolte der Kobold.

Als sie die Küche betraten, öffnete Knut den Kühlschrank ein Stück weiter und zeigte grinsend seine immer noch weißen Zähne.

»Sehr schön«, kommentierte Sevy.

»Wenn wir unseren benötigten Schnitt über längere Zeit nicht schaffen, werden wir bestraft«, erklärte Laval, und ein Schaudern wanderte sein Rückgrat entlang. Sein Gewand erzitterte, und er zog den Kopf ein, sodass sich zum ersten Mal etwas bildete, das einem Kinn ähnlich sah. »Es ist wie eine Krankheit, die uns dann befällt.«

»Interessant«, erwiderte Sevy mit erwachtem Interesse. »Hört sich nach einer Art Entzugserscheinung an. Da ich die einzigen Schlüssel hier habe, könnte ich dich also in arge Probleme bringen, wenn ich sie nicht mehr aus den Augen lasse?«

Wahre Panik zeichnete sich in Lavals Zügen ab und Sevy beruhigte ihn schnell: »Keine Sorge, das werde ich nicht tun. Du wirst deine Chancen zum Begehen weiterer krimineller Taten schon bekommen.«

»Ich kann doch nichts dafür«, beklagte sich Laval, vor Schock den Tränen nahe. »Ich muss. Wie Knut.«

»Was ist denn Knuts Problem? Außer, dass er Farbe anstatt Zahncreme benutzt.«

»Seine Aufgabe ist es, ab und zu den Kühlschrank aufzumachen. Damit die Menschen sich über ihre eigene Vergesslichkeit ärgern.«

»Ab und zu?«

Laval zuckte die Schultern.

»Darf ich mal!«

Eine ungeduldige Stimme ließ Sevy hinter sich schauen, nur um erschrocken vor dem dort stehenden Wesen zurückzuweichen. »Mein Gott! Wer hat denn dich so zugerichtet?«

Mit ausdruckslosem Gesicht sah die etwa ein Meter große Gestalt ihn an. Das zerfurchte und gelbliche Gesicht (es war im Gegensatz zu Lavals eher länglich) schien dem eines Achtzigjährigen gleich – wäre da nicht die riesengroße Nase gewesen, deren disproportionalen Ausmaßen lediglich die Ohren das Wasser reichen konnten. Das Wesen trug ein ... nun, vermutlich sollte es ein langes Gewand sein. Bis auf den Boden reichte das nur noch aus Fetzen bestehende braune Kleidungsstück. Darunter schauten große, behaarte und erschreckend dreckige Füße hervor.

Ohne sich weiter mit Sevy zu befassen, versuchte das Wesen die längst trockene Farbe vom Boden aufzuwischen. Da es den Flecken ausschließlich mit Wasser zu Leibe rückte, schien das Vorhaben ziemlich aussichtslos. Doch offensichtlich störte dies die abstoßende Gestalt nicht: Mit wahrhaftiger Gier stürzte er sich auf die Farbkleckse.

»Und das ist?«, fragte Sevy.

»Heimlich, unsere Hausputze ... Wie geht's so, Heimlich?«  
Laval stupste das Wesen grob an, das daraufhin stürzte. Laval kicherte.

»Hey!«, regte Sevy sich anstelle von Heimlich auf. Denn der ließ die Schmach stoisch über sich ergehen und griff nach dem fallengelassenen Putzlappen.

»Ach, den stört das nicht«, meinte Laval. »Er ist ein Heinzelmännchen. Die sind dafür da, alles in Ordnung zu bringen. Sie räumen hinter uns anderen Geisterwesen auf. Sie sind ziemlich unterwürfig, verstehst du? Es gefällt Heimlich bestimmt, wenn ich ihn umwerfe.«

Entgeistert sah Sevy den Kobold an, dann stieß er ihn unvermittelt von den Füßen. Mit vor Verwunderung aufgerissenen Augen landete Laval auf dem Allerwertesten.

»Wie? Nicht schön?«, wollte Sevy wissen. »Ich dachte nur: Wenn es Heimlich so gut gefällt, dann dir vielleicht auch?«

Beleidigt stand Laval auf und schlurfte davon, wütend vor sich hin murmelnd. Unter anderem glaubte Sevy das Wort ‚Arschloch‘ herausgehört zu haben, doch er ließ Laval ohne weitere Maßregelung ziehen.

»Nun, Heimlich ...«, begann Sevy.

Keine Reaktion.

»Erst mal danke, dass du hier aufräumst. Sehr freundlich, wirklich. Kann ich dir was anbieten? Etwas zu essen oder zu trinken, vielleicht? Du siehst etwas ...«, er hielt inne und überlegte. »Nun, *abgewrackt* ist kein nettes Wort. Und

*verbraucht* ebenso wenig. Also sagen wir lieber *vernachlässigt*.  
Du siehst vernachlässigt aus.«

»Alles Schuld von anderen«, murmelte Heimlich, niemanden im Speziellen ansprechend. »Hasse Koboide, hasse alle. Machen Dreck. Laut. Nervig.«

»Treffend zusammengefasst«, stimmte Sevy zu.

»Und nun auch noch Mensch«, klagte Heimlich weiter.  
»Hässlicher, ekelhafter Mensch.«

Sevy verzog den Mund. Heimlichs Punktstand auf der Sympathieskala schnellte auf null zurück. Offensichtlich hatte Sevy auch in seiner dritten neuen Bekanntschaft des Tages keinen Freund gefunden.

*Nun*, dachte er, die Achseln zuckend, *Freundschaften werden in der Regel eh überbewertet.*

Ein Stoß in seine Kniekehlen ließ ihn herumfahren. Dort stand Laval, der sich mit aller Kraft gegen seine Beine stemmte.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Sevy.

Wütend sah Laval ihn an. »Du sollst fallen!«

»Gar nicht nachtragend, oder?«

»Was?«

»Oh, Entschuldigung, Fremdwort.« Mit einem Seufzen ließ Sevy sich umständlich auf den Boden nieder. »Zufrieden?«

Glücklich nickte Laval.

»Ihr seid wirklich ein anstrengender Haufen«, stellte Sevy fest.  
»Da kann ich mich glücklich preisen, dass ihr nur so wenige seid.«



»Stimmt«, erwiderte Laval, während Sevy sich auf den Weg ins Obergeschoss machte. Er hörte den Kobold nicht mehr, als dieser seinen Satz vervollständigte: »Stimmt ... Die anderen schlafen ja noch.«

Dann griff Laval nach einer der noch nicht gänzlich leeren Farbtuben und begann den stoischen Heimlich gewissenhaft mit schwungvollen Mustern zu verzieren.

### Kapitel 3: Bedrohung

Die ersten paar Sekunden verbrachte Sevy mit dem Versuch sich seines momentanen Aufenthaltsorts zu besinnen. Es war ungewohnt dunkel. So dunkel, genau genommen, dass er nicht einmal die sprichwörtliche Hand vor Augen sah. Im Halbschlaf wollte ihm nicht einfallen, wo er die Lampe suchen musste, und so stieß er sich den Kopf an dem kleinen Tisch am Ende des Bettes. Er fluchte laut.

Musik hatte ihn geweckt, trampelnde Füße und lachende Stimmen. Aufgeweckte Schreie drangen durch die Dielen unter ihm.

Die Erinnerung kam schlagartig: die Villa, Laval, Knut, Heimlich.

Unter ihm lag der Salon. Offensichtlich gab es dort eine Party. Und er war nicht eingeladen.

Er seufzte. Eine ruhige Nacht – wie hatte er bloß daran glauben können, dass ihm eine solche vergönnt sein würde?

Mit schnell wachsendem Unmut stand Sevy auf und suchte nach dem Lichtschalter. Jetzt, wo er langsam die Welt der Träume hinter sich ließ, fiel ihm wieder ein, dass er ihn neben der Tür finden konnte. Unnötigerweise zog er sich noch einen Holzsplitter aus dem Dielenboden ein, bevor das Schlafzimmer in gleißendes Licht getaucht wurde und er geblendet anfangs genauso wenig wie vorher sah.

Wie die meisten Räume des Hauses hatte er gestern auch dieses Zimmer leer vorgefunden. Ausgenommen der

unzähligen Insektenleichen vor dem Fenster und einem tierischen, skelettierten Überrest, den er aus Mangel an biologischen Kenntnissen als Ratte identifiziert und aus dem Fenster geworfen hatte.

Mittlerweile fanden sich seine beiden Koffer, der kleine Tisch und die Matratze, die er am Abend hinaufgetragen hatte, in seinem designierten Schlafzimmer. Sein restlicher mitgebrachter Besitz befand sich noch im Auto und harnte dort seiner Abholung morgen früh. Er sah auf die Uhr und korrigierte sich: Den Rest würde er heute holen.

Es war weit nach Mitternacht.

Unter ihm stieß etwas mit Wucht gegen die Decke und die Dielen unter seinen Füßen bebten. Ganz plötzlich verspürte er einen Anflug von Wut und eine gewisse Sympathie für den militärisch angehauchten Lösungsansatz des Vorbesitzers.

Missmutig schlüpfte Sevy in seine Schuhe und polterte die Treppe hinunter. Der Lärm wurde lauter. Fiedel und Mundharmonika spielten auf, Gesang und Geschrei begleiteten die Musikinstrumente.

Eine böse Vorahnung überkam ihn, doch er verdrängte sie sofort wieder. Sicherlich besaß Laval oder Knut eine Stereoanlage? Dennoch ... für drei Personen schien der Lärm erstaunlich vielschichtig und umfangreich.

Einen Moment lang stand Sevy unschlüssig vor der geschlossenen Tür zum Salon. Dann klopfte er laut, schlug mit der geschlossenen Faust auf das Holz.

Nach einigen Sekunden tat sich etwas: Ein kleines, niedliches Wesen mit großen Augen und breiter Nase öffnete die Tür einen Spalt weit. Bekleidet war es mit einem langen T-Shirt und kurzen Hosen. Obwohl beide Kleidungsstücke wie aus der Kinderabteilung stammend anmuteten, wirkten sie merkwürdig überdimensioniert. Das Wesen mochte nicht mehr als sechzig Zentimeter messen. Der durchhängende und rot-grün geringelte Hut, unter dem nur die spitzen, langen Ohren hervorschauten, war fast genauso hoch. Es war bereits etwas länger her, dass Sevy Kinderbücher gelesen hatte, aber er meinte in dem Wesen eine Pixie zu erkennen.

Als das Wesen merkte, dass der nächtliche Besucher größer war als erwartet, löste sie den Blick von Sevys Knie und sah hinauf. Dann hob sie die schmalen Augenbrauen und fragte: »Was gibt's?«

»Erst Kobolde und jetzt auch noch eine Pixie?« Sevy rollte die Augen.

»Und zu allem Überfluss auch noch ein Mensch«, erwiderte sie. »Wo soll das alles noch enden?«

Perplex sah er das freche Wesen an – und dann durch den Türspalt in das Wohnzimmer hinein, in dem sich erschreckend viele Gestalten aufhielten. Kobolde hüpften mit einem Bier in der Hand durch die Gegend, dürre Leprechauns im Frack und mit Dreispitz sangen lauthals. Am Einsatz mangelte es nicht, doch leider schmetterte jeder von ihnen ein anderes Lied. Überdies gehörte das Singen nicht zu ihren herausragenden Stärken.

Sevy sah weg und schloss gequält die Augen. Als er sich einigermaßen gefangen hatte und wieder auf das kleine Wesen unten an der Tür blickte, hatte sich dessen Gesichtsausdruck nicht verändert.

»Es ist halb drei«, meinte Sevy und fügte mit Nachdruck hinzu:  
»Nachts.«

Das Wesen sah ihn mit leerem Blick an. Da Sevy keine Anstalten machte, sich weiter in Details zu ergehen, meinte es nach unendlich lang erscheinenden Sekunden: »Alles klar!«, und verschwand. Mit Schwung fiel die Tür ins Schloss.

Gute dreißig Sekunden verharrte Sevy regungslos und um Fassung ringend vor der geschlossenen Tür, hinter der die Party unvermindert weiterging. Einige fröhliche Rufe hallten herüber, jeder einzelne ließ seine Wut neue Dimensionen erreichen. Ein lautes Rumsen deutete auf eine weitere Deckenattacke hin.

Er klopfte erneut.

Auch dieses Mal erschien die Pixie. Sie richtete ihren Blick sofort nach oben und sah ihn abwartend an.

»Es ist halb drei nachts«, wiederholte Sevy.

Befremdet sah er, wie einer der Kobolde von seinen Freunden in die Luft geschleudert wurde und mit erschreckender Wucht in Kontakt mit der Decke trat. Sevy beschloss, nicht nach dem Grund für dieses Verhalten zu fragen.

»Halb ... drei ...«, betonte er erneut.

»Immer noch?«, fragte die Pixie.

»Immer noch«, bestätigte Sevy. »In der tiefen, dunklen Nacht.«

Kurz schien das Wesen verwirrt, dann leuchtete das kleine Gesicht auf. Die Ohren gewannen an Spannung und strebten leicht in die Höhe.

»Ah!«, sagte die Pixie, nickte bedeutsam, fast schon verschwörerisch – und schlug ihm ein zweites Mal die Tür vor der Nase zu.

»Wie mir gerade mitgeteilt wurde, bleiben uns nur noch wenige Stunden bis zum Sonnenaufgang!«, rief die hohe Stimme in die Menge. »Zeit für den Endspurt! Musik, Maestro!«

Ein lautes Johlen war die Antwort, die Musikanten legten sich extra ins Zeug, der Boden begann unter den vielen tanzenden Füßen wild und unrhythmisch zu vibrieren.

Sich geschlagen gebend kehrte Sevy auf sein Zimmer zurück. »Ohrstöpsel«, murmelte er müde. »Morgen kaufe ich mir Ohrstöpsel.«

Wie er es zustande gebracht hatte, war ihm selbst ein Rätsel, doch schließlich war er eingeschlafen. Welchen Zeitraum er in diesem gnädigen Zustand hatte verbringen dürfen, wusste er nicht.

Mystische, verführerische Musik hob ihn sanft aus dem Schlaf. Im Gegensatz zum letzten Mal ärgerte ihn die erneute Unterbrechung seiner Nachtruhe merkwürdigerweise nicht – nein, er war sogar dankbar für die Störung. Solch bezaubernde Melodien durften nicht verschlafen werden.

Vorsichtig öffnete Sevy die Augen.

Das gesamte Zimmer war in ein herrliches Farbenspiel getaucht. Stimmen flüsternten sanft und liebevoll auf ihn ein. Glückliche und bezaubert trat er an das Fenster. Dort unten, zwischen Haus und Landstraße, erblickte er eine heitere Ansammlung der unterschiedlichsten Geisterwesen, die nun auch auf ihn aufmerksam wurden. Ihre Gesichter erstrahlten, erfreuten sich seines Anblickes und forderten ihn auf, zu ihnen zu stoßen.

Positiv überrascht stellte Sevy fest, dass unter den Wesen die wenigsten ihn an Laval, Knut oder Heimlich erinnerten. Vielmehr waren die meisten Gestalten elfengleich: die männlichen unaufdringlich und androgyn, die weiblichen ein Traum – ihre Figuren zeichneten sich markant durch ihre langen, fließenden Gewändern ab. Sevy war schon immer der Meinung, dass gut verhüllt besser als schlecht gezeigt war, und so nickte er anerkennend, während er sich vom Fenster abwandte.

»Wird ja auch Zeit«, murmelte er. »Endlich mal Geisterwesen nach meinem Geschmack.«

Schnell zog er Hose und Schuhe an. Ein Lächeln umspielte seine Lippen. Vielleicht war der Kauf des Hauses doch eine bessere Entscheidung gewesen, als nach den ersten chaotischen Stunden befürchtet.

Möglichst leise schlich er die Treppe hinunter und trat hinaus in die sternenklare Nacht. Ihm war weder kalt noch warm; fast mochte man glauben, es gäbe eine physikalische Eigenschaft

wie die Temperatur überhaupt nicht. Ein lauer Wind fuhr ihm durch die Haare und trug den Duft von Gebratenem heran.

Direkt vor der Tür erwarteten ihn zwei der Schönheiten, die ihn nun am Arm nahmen und in ihre Runde einführten. Ihre Berührung war weich, angenehm, sinnlich.

»Habt ihr auch Namen?«, fragte Sevy, abwechselnd die beiden Frauen anschauend, die er um etwa zwanzig Zentimeter überragte.

Blaue Augen wandten sich ihm von beiden Seiten zu.

»Brigitte.« Sie sprach den Namen französisch aus.

»Claudette.«

Er nickte anerkennend. Diese Gruppe von Geisterwesen gefiel ihm ausnehmend gut. Schon ihre Namen atmeten Ruhe, Benehmen und ein gewisses gehobenes Niveau – außerdem schmeichelten sie dem Ohr, im Gegensatz zu dem doch etwas derben *Knut*.

Leicht wiegten sich die Hüften der ihn begleitenden Frauen. Mit angenehmem, doch bestimmtem Druck auf Arme und Schultern führten sie ihn vorwärts. Der Boden kam ihm uneben vor, hin und wieder stolperte er. Doch Brigitte und Claudette fingen seinen Sturz jedes Mal ab.

Was geschah mit ihm? Eine innere Stimme raunte ihm zu, er solle sich in Acht nehmen. Doch Sevy wehrte sich gegen diesen Rat, genoss den Taumel der Gefühle und die Behaglichkeit, die alles andere in den Hintergrund verdrängten.

Die Feenkapelle spielte auf. Die Musikanten waren allesamt etwa zwanzig Zentimeter kleine, fast durchsichtige Gestalten



mit dem Aussehen junger Mädchen. Ihre Flügel schlugen sanft im Takt der zauberhaften Weisen, bei denen Sevy sich nicht entscheiden konnte, ob er tanzen oder lieber schwelgend die Melodien genießen sollte.

»Tanz mit uns«, nahm Brigitte ihm die Entscheidung ab.

Er sträubte sich anstandshalber kurz, wenn auch nicht mit der Absicht, ihr seine Künste tatsächlich vorzuenthalten. Doch sein Zögern ließ die Elfe etwas Unerwartetes tun: Sie trat auf ihn zu und ihre Lippen fanden die seinen für einen federleichten und doch intensiven Kuss.

Im ersten Augenblick schreckte sein Körper vor der Berührung zurück – ein Hauch von Kälte, Tod und Verderben offenbarte sich ihm den Bruchteil einer Sekunde lang –, dann war sein Widerstand gebrochen und er folgte ihr gehorsam.

Lachende Gesichter, sich wiegende Körper, farbenreiche Gewänder und berauschende Klänge: Alles vermischte sich, nichts wirkte greifbar und war doch süßlich real. Sevys Körper schien leicht, zu allem in der Lage. Zwar stürzte er immer wieder – der Boden war wirklich verdammt uneben –, doch seine bezaubernden Begleiter halfen ihm unermüdlich auf die Beine, trieben ihn an, tanzten mit ihm um die Wette.

Wie unter Hypnose sprang er von einem Fuß auf den anderen, wirbelte herum, ließ den Kopf kreisen, sah seine neuen Freunde unscharf an sich vorbeiziehen. Feen, Elfen – und dann plötzlich dieses Gesicht.

Ein Gesicht, das ihm Furcht einflößte.

Teilweise aus seiner Trance herausfindend, hielt Sevy inne. Mühsam versuchte er die Kontrolle über sein Gehirn zurückzuerlangen. Seine Augen wollten sich nicht scharf stellen; beunruhigt kniff er sie zusammen. Doch der Blick blieb trüb.

Die von ihm entdeckte Gestalt schien geradezu aus dem Boden herauszuwachsen. Der Oberkörper war unmenschlich breit und zerschunden, die Beine waren zu Stummeln verkommen. Klauen bildeten eine Art Verlängerung der Arme, eine abscheuliche Grimasse stierte ihn an.

Das Wesen schien es auf ihn abgesehen zu haben, versuchte sich ihm zu nähern. Jetzt – unerklärlich spät – entdeckten auch die anderen Geisterwesen das Monster und stellten sich ihm in den Weg. Doch das Ungeheuer ließ sich nicht aufhalten, setzte zum Sprung an, schnitt einem Messer gleich durch die Luft – und berührte Sevy.

In diesem Moment, bei dieser Berührung, fiel der Vorhang von seinem Bewusstsein.

Die Musikkapelle, die Elfen, Elben und Feen, das Feuer und das Festgelände verschwanden. Fast augenblicklich fröstelte es ihn, doch als Sevy einen verwirrten Blick um sich warf, stellte er fest, dass eine drohende Erkältung sein kleinstes Problem darstellen dürfte.

Er stand am Rande des Daches, kurz davor, sieben Meter in die Tiefe zu stürzen.

Erschrocken wich er zurück, fiel und griff hektisch nach den Dachpfannen, von denen er einige herausriss. Schlitternd

näherte er sich der Regenrinne, erst kurz vor dem drohenden Fall fand er endlich Halt. Reglos verharrte er, damit nicht auch diese Schindeln nachgäben. Dann begann er mit panisch aufgerissenen Augen nach einer rettenden Hand Ausschau zu halten. Sein Blick fiel auf das Ungeheuer, das ihn durch seine Berührung aus der Trance gerissen hatte. Erstaunt erkannte Sevy in dem nun transformierten Wesen die kleine Pixie wieder, die ihm am frühen Morgen zweimal die Tür zum Salon geöffnet hatte. Sie sah ihn mit einem schwachen Lächeln an. Dann löste sich ihr Körper auf. Er zerfloss zu Wasser und rann in einem schmalen Rinnsal vom Dach hinunter.

Gackerndes Lachen ließ Sevy den Kopf herumreißen. Eine Vielzahl an düsteren, verformten Wesen huschte über die Schrägen. Sie erklimmen das Haus, schwärmten aus und wieder zusammen. Eine der unheilvollen Gestalten – schlank und wendig – näherte sich ihm von oben. Ihre scharfen Krallen bohrten sich nur wenige Zentimeter von Sevys Händen entfernt in die Schindeln. Langsam schob die Kreatur den Kopf vor: ein mit kleinen Hornplättchen versehener Schädel, dessen Form Sevy an den einer Katze erinnerte. Kein einziges Haar befand sich auf dem schuppigen Haupt, die Augen schienen vollständig aus Iris zu bestehen und waren wie der Rest des Körpers durchgängig schwarz. Ohren ließen sich nicht erkennen und die Nase war äußerst flach: Sie verbreiterte sich stark zu dem schmallippigen Mund hin.

»Wir sehen uns wieder«, säuselte die Gestalt mit der Stimme von Brigitte. Ein unangenehmes Lächeln schlich sich in die

unwirklichen Züge, dann spannte sich der Körper und das Wesen sprang über Sevy hinweg, um von der Dunkelheit und der Tiefe verschluckt zu werden.

Schwer atmend schaute Sevy um sich. Die Kreaturen schienen ihr Interesse an ihm verloren zu haben. Eine Ausgeburt der Hölle nach der anderen zog sich zurück.

Mühsam kletterte Sevy die Schräge hinauf, auf der Suche nach einem Zugang ins Haus. Ein solcher musste existieren: Wie sonst hätte er während seiner rätselhaften Hypnose auf das Dach gelangen können? Tatsächlich entdeckte er eine kleine Dachluke, aus der immer wieder ein Arm hervorkam, ihm zuwinkend. Vorsichtig näherte er sich der rettenden Öffnung. Als seine Beine darin verschwanden, stieß er vor Erleichterung den Atem aus.

Sich auf die Dielen des Dachbodens herablassend, versagten Sevy die Knie. Glücklicherweise, wieder in Sicherheit zu sein, legte er sich der Länge nach hin und starrte mit geweiteten Augen durch die Luke hinauf in den Sternenhimmel. Es fiel ihm nicht leicht, den erlittenen Schock zu verarbeiten. So nah war er dem Tod noch nie gewesen.

Ein Gesicht schob sich in sein Sichtfeld, und gequält schloss Sevy die Augen.

»Unangenehme Typen, was?«, fragte Laval.

»Ziemlich«, stimmte Sevy ihm zu.

»Ich kann vor allem diese schwarzen Dinger nicht ab«, erklärte der Kobold. »Sie sind Wechselbalge, können jede

Gestalt annehmen. Vor allem nachts können sie einen leicht was vorgaukeln.«

»Hm«, meinte Sevy nur.

Kurz schwiegen beide, dann meinte Laval: »Deswegen solltest du nachts nicht vor die Tür gehen.«

»Ich bin nicht vor die Tür gegangen«, erwiderte Sevy. »Ich war auf dem Dach.«

Laval überlegte, sagte dann: »Dann solltest du nachts auch nicht auf das Dach gehen.«

Sevy seufzte und setzte sich auf.

Außer dem Kobold hatten sich um die vierzig weitere Geisterwesen eingefunden. Keines sprach ein Wort, aber alle sahen ihn neugierig an. Neben den verschrobenen Kobolden waren ein paar zwar gleich große, aber ungleich stämmigere und überdies bärtige Wesen anwesend. Unter der fast allumfassenden Haarpracht verbargen sich vermutlich Zwerge, mutmaßte Sevy. Außerdem saßen einige der fast durchsichtigen Feen auf den Dachbalken. Auch mehrere kleine, wie Kinder aussehende Pixies hatten sich eingefunden.

Pixies ... Auch seine Retterin auf dem Dach gehörte zu dieser Gruppe von Geisterwesen.

Vielmehr: Sie hatte dazu gehört ...

»Was ist mit der Pixie, die mich gerettet hat?«

»Die auf dem Dach?«, fragte Laval. »Die hat's hinter sich.«

»Sie ist tot?«, fragte Sevy, gleichermaßen schockiert von der Nachricht an sich, wie auch von der Leichtfertigkeit, mit der Laval ihm dies mitteilte.

»Ja. Dumm gelaufen.«

»Sie hat mich gerettet!«, erklärte Sevy bestürzt.

»Hm«, nickte Laval unberührt. »Auf dem Dach. Außerhalb des Hauses. Wo sie aufgrund Irvings Beschwörung nicht lange überlebt.«

»Aber warum?«

»Weil du auf das Dach gegangen bist.«

Das war zwar nicht, was Sevy gemeint hatte, aber er war bereits im Problemlösungsmodus.

»Kann ich nicht irgendetwas für sie tun?«

»Nicht aufs Dach ...«

Verärgert unterbrach Sevy den Kobold. »Ich hab's verstanden! Kann ich jetzt noch etwas für sie tun?«

»Nö, das hat sich erledigt. Sie muss nun ...« Laval brach ab, zeigte sich plötzlich doch bedrückt. Er schauderte, als er meinte: »Die Arme ... Wenn ich daran denke, was sie jetzt durchzumachen hat!«

»Durchzumachen? Ich dachte, sie ist tot?«

»Wiedergeburt«, erwiderte Laval. »Wenn ein Geisterwesen stirbt, muss es wieder ganz von vorne anfangen. Der ganze, lange, anstrengende Weg muss erneut zurückgelegt werden. Und das in der widerlichsten Lebensform, die es gibt.«

Fragend sah Sevy den Kobold an, auch wenn er die Antwort bereits zu kennen glaubte.

Bedeutungsschwer nickte Laval, eine theatralische Mitleidsträne aus dem Auge pickend. »Sie wird wieder ein Mensch.«

## Kapitel 4: Die Ursache

Ein gedämpftes, doch stetes Geräusch weckte Sevy. Die Sonne stand längst am Himmel, ein schwacher Wind rüttelte sanft an den Fenstern. Bis auf das dumpfe Schlagen unter ihm herrschte Ruhe im Haus.

Während Sevy sich hinunter in das Erdgeschoss begab – dem Geräusch auf der Spur – fragte er sich, ob er die nächtlichen Erlebnisse vielleicht nur geträumt hatte. Oder war er tatsächlich auf dem Dach gewesen? Hatte sich wirklich eine Pixie für ihn geopfert?

Fast stolperte er über Heimlich, der launisch vor sich hin murmelnd an den Flecken auf den Küchenfliesen schrubbte. Sie waren verblasst, aber noch nicht vollständig verschwunden.

»Guten Morgen, Heimlich«, grüßte Sevy. »Was macht denn hier diese rumsende Laute?«

Schweigen. Heimlich gönnte ihm nicht mal einen Blick.

»Na gut, dann nicht.« Achselzuckend suchte Sevy sich ein gesprächigeres Geisterwesen.

»Hallo, Knut«, sagte er, den Kühlschrankschrank öffnend.

Mühsam hob der Kobold die Lider, sah ihn aus blutunterlaufenen Augen an, stöhnte angewidert und drehte ihm den Rücken zu.

Hier litt wohl jemand unter einem ausgeprägten Kater.

»Da sollen sie mir ausnahmsweise mal etwas erzählen, und dann ignorieren sie mich alle«, murmelte Sevy verärgert.

»Unterhältst du dich öfter mit dir selbst?«

Sevy drehte sich um. Mittlerweile schaute er automatisch nach unten und entdeckte einen kleinen, massiven Mann, dem der graue und verfilzte Bart bis zum Bauch reichte. Vom Gesicht ließ die Behaarung gerade mal ein Drittel frei, nämlich die Augen, die Nase und einen vernachlässigbaren Teil der Wangen. Bekleidet war das Geisterwesen mit einem Blaumann, dessen übermäßig lange Hose die Füße verdeckte.

»Selbstgespräche sind ein Armutszeugnis, da ein Zeichen der Einsamkeit. Du solltest dir eine Partnerin suchen«, schlug der Zwerg vor.

»Danke, das sagt mir meine Mutter auch immer«, entgegnete Sevy säuerlich. »Deswegen jährt sich in wenigen Tagen mein letzter Besuch bei ihr.«

Er stellte sich vor: »Ich bin Sevy.«

»Jeremiah«, erwiderte sein Gegenüber, ihm die schwielige Hand reichend. »Entschuldige die anderen, sie werden sich erst gegen Abend erholt haben. Wir Zwerge sind dagegen deutlich trinkfester als der Durchschnittskobold.«

»Und was zeichnet euch darüber hinaus sonst noch aus?«, fragte Sevy skeptisch.

»Was meinst du?«

»Zwerge stehlen nicht etwa Schlüssel, tragen meine Unterwäsche oder sind verkappte Pyromanen?«

»Ach so«, lachte Jeremiah. »Nein, keine Angst.«

»Mein Gott«, seufzte Sevy erleichtert. »Es ist wirklich schön, hier mal jemanden zu treffen, der nicht vollkommen ... wie formuliere ich das am besten ...«



»Verrückt ist?«, schlug Jeremiah vor.

Sevy nickte dankbar.

»Nun, ich gebe mir Mühe, trotz der Situation und der Gesellschaft einen klaren Kopf zu behalten.«

»Eine große Leistung«, erkannte Sevy an. »Ich hoffe, ich schaffe das auch. Für Aldamor Fricks Einlieferung in die Irrenanstalt habt ihr nur wenige Monate gebraucht; es wäre verdammt ärgerlich, wenn mir Ähnliches blüht.«

»Tatsächlich werden die dafür benötigten Zeiträume immer kürzer – wir werden halt immer zahlreicher«, führte Jeremiah als Erklärung an. »Je mehr Geisterwesen, desto effektiver.« Bei dem letzten Wort verzog er abwertend das Gesicht. »Regelmäßig bekommt die Villa Geisterwesen-Neuzugänge, aber niemand verlässt sie wieder.«

Dann fügte er hinzu: »Von solchen Ausnahmen wie gestern mal abgesehen.«

»Du meinst ...?«

»Marla, die Pixie«, bestätigte Jeremiah.

Peinlich berührt sah Sevy auf einen Punkt rechts oberhalb von Jeremiahs Schulter, bevor er das Gespräch auf den Grund seines Erwachens lenkte:

»Woher kommt eigentlich dieses penetrante Wummern?«

Verwundert legte der Zwerg den Kopf schräg. Es dauerte einige Sekunden, bis auch er das Geräusch bewusst wahrnahm. »Ach ja ... So richtig bekommen wir das gar nicht mehr mit. Das ist nur Irving.« Er zeigte vage hinter sich, wedelte mit der Hand in Richtung des Flurs.

»Irving, der Schutzgeist von Alfons Herder, dem Erbauer der Villa?«, fragte Sevy, sich an Lavals Predigt erinnernd. »Er wohnt immer noch hier?« An diese Möglichkeit hatte er noch gar nicht gedacht.

Jeremiah nickte. »Er kann genauso wenig fort von hier, wie der Rest von uns. Daher ist er im Keller und bestraft sich dafür, dass er das Haus verflucht hat.«

»Gestern habe ich aber noch nichts gehört.«

»Das andauernde Rumsen ist seine übliche Dreingabe, wenn als Folge seines damaligen Fluches ein gutes Geisterwesen gestorben ist.«

Sevy traute sich nicht zu fragen, um was es sich bei der *Dreingabe* handelte.

»Willst du ihn kennenlernen?«, fragte der Zwerg. »Er ist zwar nicht sehr gesprächig, doch gehört sozusagen zur Grundausstattung der Villa.«

In dem aus Holz bestehenden Unterbau der Treppe war eine Tür eingelassen, die den Zugang zum Keller darstellte.

Das Untergeschoss zog sich über die gesamte Grundfläche des Hauses und bildete damit eine riesige Nutzfläche. Auch hier war alles leer, staubig, verkommen. Wenn oben vor ein paar Monaten letztmalig geputzt worden war, so mussten hier mehrere Jahre seit der letzten Reinigung vergangen sein. Spinnen und Ratten schienen sich überall häuslich eingerichtet zu haben; immer wieder nahm Sevy Bewegungen in den Schatten wahr.

Die Decke war niedrig, sodass Sevy geduckt ging. Außerdem musste er alle paar Meter seinen Kopf noch weiter einziehen, um bei dem Durchschreiten einer Tür keine schmerzhaft Bekanntschaft mit den feuchten Querbalken zu machen. Die Nässe dominierte die vielen Räume, und modrige Luft stieg ihm in die Nase.

Jeremiah schien sich gut auszukennen: Zielstrebig führte er Sevy durch eine Reihe von winzigen Räumen, die auf den neuen Hausbesitzer alle geradezu identisch wirkten.

Langsam nahm das monotone Geräusch an Lautstärke zu.

»Wir sind gleich da«, meinte Jeremiah, während er um eine weitere Ecke bog.

An einen Türrahmen gelehnt, entdeckte Sevy Laval. Der Kobold stand regungslos im Durchgang und schaute weg von ihnen, hinein in den angrenzenden Raum.

Als Sevy von hinten an den Kobold und den Zwerg herantrat, sog er leise die Luft ein. Der sich ihm bietende Anblick war alles andere als schön.

Auf dem nackten Erdboden des Verlieses – als etwas anderes konnte man den Raum nicht bezeichnen – lagen zwei Bretter, die allem Anschein nach als provisorisches Bett dienten. Damit hatte sich die Einrichtung des etwa drei mal drei Meter großen Raumes bereits erschöpft. Lebewesen schienen sich hier nicht freiwillig aufzuhalten, sah man von der gebeugten Gestalt ab, die vor einer Wand hockte und alle paar Sekunden ihren haarlosen Schädel gegen die Steine schlug. An der betreffenden Stelle glänzte die Mauer nässlich. Sevy wurde

übel, als er realisierte, dass es sich bei der Feuchtigkeit nicht um Wasser handelte.

»Das ist Irving?«

»Genau der«, bestätigte Jeremiah leise.

Der Selbstbestrafung des Schutzgeistes nicht länger tatenlos zusehen wollend, zog Sevy kurz entschlossen den Pullover aus und ging auf den Kobold zu. Zwischen zwei Schlägen führte er sein Kleidungsstück zwischen Wand und Kopf ein.

Das darauffolgende Geräusch war leiser – und vor allem der damit einhergehende Schaden an Irvings Kopf geringer.

»Och, schade!«, meinte Laval, aus seiner Trance erwachend.

»Da kann ich stundenlang zuschauen. Das hat so was ... Beruhigendes.«

»Beruhigend?« Abwertung lag in Sevys Stimme.

»Irgendwie schon. Bumm, Bumm, Bumm ...« Träumerisch wiegte Laval sich von rechts nach links. »Meditativ.«

Angewidert schüttelte Sevy den Kopf und wandte sich dann Jeremiah zu.

»Wie oft kommt denn so etwas vor?«, wollte er von dem Zwerg wissen. »Wie oft stirbt einer von euch?«

»Eher selten«, meinte Jeremiah. »Im Schnitt etwa zweimal pro Jahr.«

Von etwa gleicher Größe wie Laval, hatte Irving noch weniger auf den sich durch das zerschlissene Gewand abzeichnenden Rippen. Schuhe schien er nicht zu besitzen, zerschundene Füße blickten unter den Stoffetzen hervor.

»Warum gebt ihr ihm keine neue Kleidung?«

»Die will er nicht«, erwiderte Jeremiah.

Mitleid erfasste Sevy, als er den Kobold bei seiner Selbstgeißelung beobachtete. Mit verzerrtem Gesicht und geschlossenen Augen schien Irving nicht wahrzunehmen, dass er nicht länger allein war. Seine Stirn war geschwollen, Blut tropfte ihm ins Gesicht.

»Und das alles nur, weil er einen falschen Zauberspruch verwendet hat?«

»Immerhin hat er uns alle hier eingesperrt«, empörte sich Laval.

»Und seitdem ist er im Keller? Habt ihr ihn hier eingesperrt?«

»Nein«, beeilte Jeremiah sich zu widersprechen. »Es ist seine selbstaufgelegte Strafe. Er verlässt diesen Raum nie.«

»Essen Geisterwesen nicht?«

»Nur wenn wir Lust haben«, erwiderte Laval. »Das Einzige, das wir zum Überleben brauchen, ist die regelmäßige Berührung eines anderen Lebewesens.«

»Ungefähr dreimal pro Tag«, fügte der Zwerg hinzu. »Sonst siechen wir dahin und sterben innerhalb weniger Tage.«

»Also kommt ihr regelmäßig hier herunter, um Irving zu berühren?«

»Wir wechseln uns ab«, erklärte Laval. »Ist keine wirklich beliebte Aufgabe.«

Vorsichtig fasste Sevy den im selbst gewählten Exil lebenden Kobold an der Schulter, versuchte ihn zu beruhigen. Doch Irving fuhr unaufhaltsam fort: Mal auf Mal schlug sein Kopf auf den nun rötlich verfärbten Pullover.

»Warum gerade sein Kopf?«, murmelte Sevy. »Wer weiß, welche Schäden er sich dabei zuzieht.«

»Er bestraft seinen Kopf, weil aus diesem damals der Spruch hervorgegangen ist«, sagte Jeremiah, der hinter Sevy getreten war. Hier, im Halbdunkel, mit dem Rücken zu dem dreckigen, niedrigen Fenster direkt unter der Decke, ließ sich überhaupt nicht mehr erkennen, dass der Zwerg sprach. Der Bart und die Schatten schluckten jeden sichtbaren Hinweis darauf. »Ab und zu weicht er aber auch auf andere Körperteile aus. Letztens war es sein Finger.«

»Was ist mit seinem Finger?« Als Sevy sich nach der Hand bückte, rutschte der Pullover von seiner Stelle an der Wand. Das übelmachende Geräusch von Kopf auf Stein kehrte zurück.

»Den hat er sich absichtlich gebrochen, als ein anderer von uns das Zeitliche gesegnet hat«, erklärte Jeremiah.

Sevy betrachtete den krumm verwachsenen Finger, während er den Pullover wieder in Position brachte. »Meintest du nicht, dass nur zwei Geisterwesen pro Jahr sterben? Der sieht aber noch ziemlich frisch aus, der Bruch.«

»Ja, richtig«, stimmte der Zwerg ihm zu. »Vor einer Woche haben Knut und Seitz Ball gespielt. Da ist der Ball aus der offenen Vordertür raus, und Seitz ist voller Elan hinterher. War eine etwas unüberlegte Aktion. Nur eine Wasserpfütze blieb.«

»Und der Ball ist auch weg!«, regte sich Laval auf.

Überraschend stellte Irving seine Selbstbestrafung ein. Einige Sekunden starrte er noch die Wand an, dann sah er sich mit trüben Augen in seinem Verlies um, abwechselnd die drei

Besucher anblickend. Er wankte leicht, schien unter Gleichgewichtsstörungen zu leiden.

»Hallo, ich bin der neue Hausbesitzer«, stellte Sevy sich vor, zaghafte die Hand ausstreckend.

Ein gequältes Lächeln trat auf Irvings Lippen. »Lasst ihr mich allein?«

»Nein, wir können auch hierbleiben«, beeilte Sevy sich anzubieten.

»Ich will aber allein sein.«

»Ach so ... Sicher«, murmelte Sevy. »Sicher.«

Verunsichert richtete er sich auf und ging zur Tür. Zu gerne hätte er dem Kobold Trost gespendet, noch etwas Beruhigendes gesagt – doch ihm fiel nichts Passendes ein. So verließ er schweigend den Raum. Laval und Jeremiah folgten ihm.

»Ach, übrigens, Jeremiah?«, fragte Laval, kaum, dass sie die Ecke umrundet hatten, »Hast du mitbekommen, dass Manka heute Morgen verschwunden ist? Den hat's wohl auch erwischt.«

Fast augenblicklich setzte hinter ihnen das Geräusch von Kopf auf Stein wieder ein.

»Vielen Dank, Laval«, fuhr Sevy ihn an. »Hättest du damit nicht warten können, bis wir oben sind!«

»Irving bekommt es so oder so mit«, verteidigte Jeremiah überraschenderweise den Kobold. »Früher oder später.«

Scharf attackierte Sevy weiter den unbeteiligt dreinschauenden Laval: »Trotzdem! Für Mitgefühl scheint es in deinem Erbsenhirn wohl keinen Platz zu geben?«

»Hey!«, beschwerte Laval sich.

»Sonst noch schlechte Neuigkeiten, mit denen du uns den Tag versauen kannst?«

Der Kobold überlegte, schüttelte dann den Kopf. »Nein, tut mir leid. Vielleicht später.«

Ihm wurde eine weitere Zurechtweisung erspart, als ein Klingeln an der Haustür die Auseinandersetzung unterbrach. Gedämpft tönte das Summen bis in den Keller.

Alle drei verharrten.

»Ist das einer von euch?«, fragte Sevy.

»Da wir das Haus nicht verlassen können, wage ich das zu bezweifeln«, erwiderte Jeremiah.

»Ach ja, richtig.«

»Das wird die Frau sein«, meinte Laval.

»Die Frau? Welche Frau?«

»Die vor ein paar Stunden mit dem Auto gekommen ist.«

Sevy atmete scharf aus. »Habe ich dich nicht gerade gefragt, ob es Neuigkeiten gibt?«

»*Schlechte* Neuigkeiten«, betonte Laval. »Du hast nach schlechten Neuigkeiten gefragt. Sind Frauen denn schlechte Neuigkeiten?«

»Das lässt sich so pauschal nicht beantworten«, murmelte Sevy, seinen Ärger nur langsam überwindend.



Mit großen Schritten durchquerte er die Kellerräume, eilte mehrere Treppenstufen auf einmal nehmend seinen Begleitern voraus und erreichte so als Erster das Erdgeschoss – nur um auf dem Weg zur Haustür fast über einen Kobold zu stolpern. Mit einem Ausfallschritt dem Geisterwesen einige hässliche Verletzungen ersparend, stieß er um ein Haar die Kommode um. Leise fluchend wandte er sich dem mit freudiger Miene im Flur stehenden Wesen zu. Es schien jünger als Laval und noch nicht ganz so verschroben. Außerdem befand sich die Robe des Kobolds in einem noch annehmbaren Zustand.

»Ich soll dir etwas ausrichten.« Glücklich über seinen wichtigen Auftrag sah der Kobold den Menschen an.

Es klingelte erneut.

Leichte Kopfschmerzen kündigten sich an, als Sevy nach weiteren schweigend verbrachten Sekunden nachfragte: »Und was sollst du mir ausrichten?«

»Oh ...« Mit dieser Frage hatte das Wesen anscheinend nicht gerechnet. Er tippte sich mit dem Finger auf die Stirn, den Denkprozess unterstützend. »Irgendwas mit dreimal am Tag ... Und jemand soll ausziehen.«

»Laval?«, hoffte Sevy.

Doch der Kobold zuckte nur die Schultern und schlurftete davon.

Der festen Überzeugung, dass ein Kobold und ein Stück Holz ähnlicher Größe in etwa den gleichen Intelligenzquotienten aufweisen dürften (als Mitbewohner bevorzugte er dabei eindeutig das Stück Holz), öffnete Sevy die Tür.

## Kapitel 5: Besuch

Gewohnt, das Antlitz der Hausbewohner in einer Höhe von etwa einem Meter anzutreffen, war Sevy irritiert, als er dort die leichte Wölbung eines Bauches unter einem T-Shirt erblickte.

»Hallo«, begrüßte ihn die Frau. Auch sie schien überrascht.

»Sie sind nicht Aldamor Frick, oder?«

»Nein, Sevy Lemmots.« Sich an seine guten Manieren erinnernd, reichte er ihr die Hand.

Ihr Griff war trotz der feinen Finger fest und selbstbewusst. Diese Beschreibung traf beim zweiten Blick auf ihre ganze Erscheinung zu. Glatt nach hinten gebundenes, braunes Haar und eine sportliche Figur. Insgesamt eine ansprechende Erscheinung, wenn auch nicht im herkömmlichen Sinne hübsch. *Interessant* war der passende Ausdruck.

»Freut mich. Ich heiße Annabel Beruze. Und eigentlich wollte ich zu ...«

»Aldamor Frick«, vervollständige Sevy den Satz. »Der wohnt hier nicht mehr. Er ist ... nun, sagen wir, er ist vor Kurzem umgezogen.«

»Ärgerlich!« Enttäuscht verzog die Frau das Gesicht. Die etwas zu große Nase runzelte sich leicht.

»Vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen?«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte sie, lächelte dann. »Außer Sie malen ähnlich gute Bilder wie er.«

»Ich gebe mir zumindest Mühe.«

»Ach, Sie malen wirklich?«

»Genau genommen handelt es sich dabei sogar um meinen Beruf.«

Interesse ließ Annabels Gesicht aufleuchten. »Zeigen Sie mir Ihre Arbeiten?«

»Nun ...«, zögerte er. »Eigentlich bin ich hier noch nicht zum Malen gekommen. Gestern erst eingezogen, wissen Sie. Und seitdem war ich irgendwie beschäftigt.«

Sie sah an ihm vorbei. »Da will wer was von Ihnen.«

Er folgte ihrem Blick. Der Kobold, der ihn vorhin auf dem Weg zur Tür abgefangen hatte, stand hinter ihm.

»Sie können ihn auch sehen?«, wandte Sevy sich erstaunt an Annabel.

»Den Kobold? Sicher.«

Das Geisterwesen hielt Sevy ein Zettel hin, den er schnell überflog.

»Wer hat dir den gegeben?«

»Ich habe ihn nicht gesehen«, erwiderte der Kobold. »Er stand draußen und hat den Zettel unter der Hintertür hindurch geschoben.«

»Hat er mit dir gesprochen?« Als der Kobold nickte, hakte Sevy nach: »Was hat er gesagt?«

Der Bote überlegte – lange – und kam schließlich zu einem Ergebnis: »Ich glaube er meinte, dass ich ein Idiot bin, weil ich mir nicht mal zwei Sätze über den Zeitraum einer Viertelstunde merken kann.« Er nickte. »Genau. Und dann hat er mir den Zettel zugeschoben.«

Annabel lachte laut auf. Ein unbeschwertes, klares Lachen.  
»Leider nicht wirklich intelligent, diese Kobolde.«

»Nicht wirklich intelligent, ist noch ziemlich freundlich ausgedrückt«, erwiderte Sevy, den Zweizeiler erneut überfliegend. In einer geschwungenen Handschrift stand geschrieben:

Jeden Tag sterben drei Geisterwesen.

Bis der Mensch Sevy auszieht.

»Ich gehe dann mal«, meinte der Kobold und schlurfte davon.

»Sicher«, murmelte Sevy. »Ach so ... wie heißt du überhaupt?«

»Wieso?« Argwohn zeigte sich in seinen Zügen.

»Nur damit ich weiß, wer mir hier die Hiobsbotschaften überbringt.«

»Woher weißt du, dass der Zettelschreiber Hiob heißt?«

»Vergiss es!«, stöhnte Sevy, während Annabel erneut auflachte.

»Du weißt nicht, was ich durchmachen musste«, sagte er zu ihr, unbewusst die persönliche Anrede benutzend. Sie korrigierte ihn nicht. »Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurde ich beklaut, bin fast vom Dach gefallen, habe indirekt eine Mitschuld an dem Tod einer Pixie und werde nun auch noch erpresst.«

»Fleißig, diese Geisterwesen«, erwiderte sie, doch ihr Gesicht sah betreten aus. »Was genau ist denn passiert?«

»Lange Geschichte«, stöhnte er. »Möchtest du erst mal hereinkommen?«

»Gern. Ich gehe nur schnell mein Auto abschließen.«

»Das dürfte hier kaum nötig sein.«

»Trotzdem.« Sie lächelte entschuldigend. »Mein VW-Bus ist so etwas wie mein mobiles Zuhause.«

Kaum war sie aus seinem Sichtfeld verschwunden, rief Sevy nach Laval. Einige Sekunden später zeigte sich der Kobold, aus dem ersten Stock kommend.

»Ist dir eigentlich klar, dass ich nicht dein persönlicher Sklave bin?«, fragte Laval.

»Habe ich dir gerade in irgendeiner Art und Weise Befehle erteilt?«

»Der Tonfall macht die Musik«, meinte Laval, die Unterlippe beleidigt vorschubend, was aufgrund des fliehenden Kinns nur halb gelang. Klagend fügte er hinzu: »Du nimmst mich einfach nicht ernst.«

Sevy verkniff sich einen bissigen Kommentar und fragte stattdessen: »Doch, gerade deswegen habe ich dich herbeigerufen. Möchtest du dich ausnahmsweise mal sinnvoll betätigen?«

»Nicht unbedingt.«

Den Einwand überhörend, bat Sevy: »Tu' mir bitte den Gefallen und schau, ob jemand fehlt.«

»Von den Geisterwesen?«

»Nein, von deinen Gehirnzellen.«

»...?«

»Ja, von den Geisterwesen«, kam Sevy weiteren Verwirrungen zuvor.

»Nun, Marla fehlt. Du hast sie gestern umgebracht.«

»Danke, daran erinnere ich mich noch. Ich meinte auch vielmehr ...«

»Manka fehlt auch.«

Sevy stöhnte. »Schau einfach nach, ob seit heute Morgen noch jemand anders abhandengekommen ist, okay?«

An Lavals Gesichtsausdruck konnte Sevy erkennen, dass der letzte Satz nicht mehr registriert worden war. Nachdenklich sah der Kobold an ihm vorbei, meinte dann kritisch: »Sie sieht besser aus als du.«

Sevy drehte sich um, gerade als Annabel die Villa betrat. »Das hat zwar nichts mit deiner Aufgabe zu tun, aber recht hast du trotzdem«, erwiderte er.

»Und tanzen kann sie bestimmt auch besser als du.« Der Kobold prustete laut, Sevy wieder seine ungeteilte Aufmerksamkeit zukommen lassend. »Du hättest dich gestern auf dem Dach mal rumhüpfen sehen sollen!« Übertrieben fuchtelte er mit Armen und Beinen in der Gegend herum.

»Ja, eine Schande, dass ich mir nicht dabei zusehen konnte, wie ich fast zu Tode gestürzt bin«, erwiderte Sevy grimmig.

Laval pickte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Ja, wirklich schade.«

»Gehst du jetzt nachschauen?«, erinnerte Sevy ihn an seine Aufgabe.

»Nachschauen?«

Kurz vor dem Nervenzusammenbruch erkläre Sevy sein Anliegen erneut und lediglich Annabels Anwesenheit hielt ihn davon ab, den Kobold langsam und qualvoll zu erwürgen.

Am Küchentisch hatten sie sich mit einer wärmenden Tasse Tee vor dem erstaunlich kühlen und windigen Julitag verkrochen.

Annabel hatte es tatsächlich geschafft, dass Sevy über einen kurzen Zeitraum hinweg die unwillkommenen Mitbewohner seines Hauses mehr oder weniger vergessen konnte. Zwar hatte Knut regelmäßig aus dem (mittlerweile ausgeschalteten) Kühlschrank hervorgelugt, und auch Laval war hin und wieder vorbeigekommen. Dennoch hatte sich bei Sevy eine gewisse Gelassenheit eingestellt. Sogar als Laval versucht hatte, Annabels Schlüssel in seinen Besitz zu bringen, war Sevys Blutdruck kaum angestiegen. Wobei dies auch an Annabels Geschicklichkeit liegen mochte: Sie hatte dem Kobold nicht den Hauch einer Chance gegeben. So hatte Laval sein Anliegen schließlich aufgegeben – und sich stattdessen auf die Suche nach Sevys Schlüsselbund gemacht. Erneut hatte Sevy ihn daran erinnern müssen, sich nach dem Verschwinden von Geisterwesen zu informieren. Wie schon bei den beiden Malen zuvor hatte Laval zuerst ernst genickt und dann doch etwas ganz anderes gemacht.

Das war vor etwa einer Stunde gewesen.

»Und wie kannst du dir das leisten?«, wollte Sevy wissen. Gerade hatte die junge Frau ihm erzählt, dass sie

leidenschaftlich Kunst sammelte. Mit ihrem fahrbaren Wohnsitz fuhr sie von Stadt zu Stadt und besuchte die Künstler persönlich.

»Sagen wir: Ich habe geerbt.«

»Geht mich auch nichts an«, meinte Sevy. »Ich dachte nur, du hättest vielleicht einen aufregenden Job.«

»Nein«, sie schüttelte den Kopf. »Keinen Job momentan.«

»Arbeit kann ich das, was ich tue, wohl auch nicht immer nennen«, gab Sevy zu. »Nicht selten muss ich tatenlos darauf warten, bis die Muse mich küsst. Ohne Inspiration keine Kunst.« Er lachte. »Aber dieses Problem sollte sich hier erledigt haben.«

Ihr Blick forderte ihn zu einer Erklärung auf.

»Inoffiziell heißt dieses Haus die Musen-Villa«, erklärte er. »Vor mir haben drei Künstler hier gewohnt. Die Zeit in der Villa entsprach für jeden Einzelnen der produktivsten Schaffensphase. Man schreibt dies dem Anwesen zu. Die Künstlerwelt scheint sich sicher, dass jeder, der hier wohnt und arbeitet, mit seiner Kunst reich und berühmt wird. Zumindest kurzzeitig.« Er zuckte die Schulter. »Auch deswegen bin ich hier eingezogen.«

»Auch?« Ein amüsiertes Glänzen trat in ihren Augen.

»Ausschließlich«, gab er zu. Dann schnupperte er und sah sich um. »Riecht es hier verbrannt?«

»Könnte sein«, stimmte Annabel zu. »Ja, du hast recht.«

Beunruhigt stand Sevy auf und ging dem Geruch nach. »Der Wasserkocher«, identifizierte er den Übeltäter. »Ich habe wohl vergessen, ihn auszuschalten.«



An den Tisch zurückkehrend, rief er nach Laval.

Erstaunlich schnell kam der Kobold herbei und verbeugte sich bis auf den Boden. »Du hast gerufen, Meister Lemmots?« Er faltete die Hände in unterwürfiger Erwartung eines Befehls.

Als Annabel laut lachte, konnte sich auch Sevy ein Lächeln nicht ganz verkneifen. »Wie lang freust du dich denn schon auf diese Darbietung?«

»Seit fast einer Stunde«, grinste der Kobold, wieder eine normale Position einnehmend.

»Hast du etwas herausgefunden?«

»Was denn?«

Sevy hatte keine andere Antwort erwartet. »So bringt das nichts«, stöhnte er. »Wo ist Jeremiah?«

Stumm zeigte Laval hinter sich.

»Könntest du ihn bitte für mich rufen?«

Mit einem genervten Seufzen begab Laval sich auf die Suche nach dem Zwerg. Gerade wollte Sevy sich erneut über den Kobold aufregen, als ein Geräusch ihn aufhören ließ.

»Klick!«

Der Wasserkocher leuchtete auf. Sevy schaltete das Gerät ab und zog den Stecker. »Wahrscheinlich noch einer von denen«, meinte er.

»Die können einen in den Wahnsinn treiben mit ihren Aufgaben«, sagte Annabel. »Ich habe in meinem Auto auch ein paar Kobolde. Einer dreht mir dauernd den Tankdeckel ab, ein anderer verstellt alle paar Sekunden die Spiegel.«

Ein Geräusch an der Steckdose war zu vernehmen, dann erneut ein »Klick!«.

»Würdest du bitte damit aufhören?«, verlangte Sevy, auf den Übeltäter zugehend.

Der Kobold unterschied sich von Laval und Knut vor allem durch ein etwas schmaleres Gesicht. Außerdem wuchsen einige wenige Haare auf dem runzligen Schädel. Er nickte schuldig.

Sevy drehte sich wieder um.

»Klick!«

»Jetzt reicht's!« Wütend griff Sevy nach dem Wasserkocher und stellte ihn zwischen sich und Annabel auf den Tisch.

»Man gewöhnt sich an sie«, beruhigte sie ihn.

»Es sind einfach zu viele ...«

»Kobolde?«, fragte der die Küche betretende Jeremiah, den weitab seines üblichen Standortes stehenden Wasserkocher richtig deutend.

»Das ist Annabel«, stellte Sevy seinen Besuch vor. »Annabel, Jeremiah. Einer der wenigen intelligenten Lebensformen im Haus.«

»Zwerge sind grundsätzlich ziemlich schlau«, meinte sie, Jeremiah lächelnd die Hand reichend.

In wenigen Worten erklärte Sevy dem Zwerg, was er Laval aufgetragen hatte. Doch im Gegensatz zu dem Kobold brauchte Jeremiah nicht nachzuforschen. Er kannte die Antwort bereits:

»Heute Morgen ist Manka verschwunden, das weißt du bereits. Anscheinend ist auch Nema seit einer Stunde nicht mehr gesehen worden.«

Sevy sah auf seine Uhr. »Dann wäre sie so gegen eins verschwunden.« Seine Miene drückte Bestürzung aus. »Anscheinend handelt es sich nicht um eine leere Drohung.«

»Welche Drohung?«, fragten der Zwerg und die Frau unisono.

Schweigend legte Sevy die von dem Kobold im Flur bekommene Nachricht auf den Tisch.

»Denkst du wirklich, das meint der Verfasser ernst?«, fragte Annabel, nachdem sie die zwei Zeilen gelesen hatte. »Vielleicht versuchen ein paar Kobolde, dich hereinzulegen.«

»Dazu fehlt ihnen der Grips«, urteilte Sevy, bevor er die Namen der Vermissten wiederholte: »Manka und Nema ... Was sind – oder waren – sie für Wesen?«

»Nema war ein Kobold und Manka war ein Leprechaun«, sagte Jeremiah. »Aber warum sollte jemand Geisterwesen töten? Und wie? Und was bringt es ihm oder ihr, wenn du ausziehst?«

Zumindest auf die erste Frage glaubte Sevy die Antwort zu kennen: »Ich dachte, diese bösen Geisterwesen wollen euch töten. Laval meinte, dass sie es schon immer auf euch abgesehen hätten. Ist das nicht richtig?«

Der Zwerg zuckte die Schultern. »Schon ... Böse und gute Geisterwesen liegen immer im Clinch. Allerdings bedeutet das nicht immer direkt Mord und Totschlag. Die große Ansammlung von guten Geisterwesen hier im Haus scheint ihnen zwar ein

Dorn im Auge zu sein, aber sie schienen sich mit der Situation in den letzten Jahren eigentlich abgefunden zu haben. Wir leben seit längerer Zeit quasi in einer Pattsituation. Wir können nicht raus und sie können nicht rein – zumindest, solange du als Mensch und Hausbesitzer sie nicht ausdrücklich einlädst. «

»Ich habe sie gestern Abend kennengelernt«, meinte Sevy zu Annabel. »Sie haben mich irgendwie hypnotisiert. Fast wäre ich vom Dach gesprungen.«

»Gefährliche Wesen«, stimmte sie ihm zu. »Zumindest potenziell. Wo die guten Geisterwesen bloß zu Verärgerungen, aber auch Freude beim Menschen führen, können böse Geisterwesen Depressionen, Furcht, Panik und sogar Tod bewirken. Nicht nur bei Menschen, sondern auch bei anderen Geisterwesen.« Sie sah auf Jeremiah und dann auf ihre Uhr. »Sevy, danke für die Gastfreundschaft, aber ich habe noch ein paar Dinge zu erledigen und muss mich auf den Weg machen.«

»Klar«, erwiderte er. »Es war schön, wieder mit einem Menschen Umgang zu haben.« Spontan fragte er Annabel, ob sie nicht an einem gemeinsamen Abendessen Interesse hätte.

»Gerne«, nahm sie die Einladung an.

»In der Hoffnung, dass die bösen Geisterwesen nicht wieder mit der Dunkelheit Einzug halten.«

»Sie sind nicht an die Nacht gebunden«, gab Annabel zu bedenken, bereits auf dem Weg zur Tür. »Auch am Tag können sie unterwegs sein, aber in der Nacht sind Menschen einfacher beeinflussbar. Vor allem, wenn sie schlafen.« Sie hielt inne. »Wo war denn eigentlich gestern Nacht dein Schutzgeist?«

»Mein ...« Mit großen Augen sah er Annabel an. Sie hatte Recht: So wie Irving für Aldamor Frick da gewesen war, musste auch Sevy einen Schutzgeist haben. Doch wo war dieser gewesen, als Sevy auf dem Hausdach akuter Lebensgefahr ausgesetzt gewesen war? Er sah Jeremiah an.

»Frag ihn selbst«, erwiderte der Zwerg. »Yves ist im Wohnzimmer.«

»Du hast geschlafen?«

Ungläubig starrte Sevy auf die knochige Gestalt, die sich reckte, sich den Schlaf aus den Augen rieb und ihn dann betreten ansah.

»Wie konntest du seelenruhig träumen, während ich fast das Zeitliche gesegnet habe?«

»Die Party ...«, meinte Yves entschuldigend.

»Ich bin fast vom Dach gefallen!«

»Passiert nicht wieder«, meinte das Heinzelmännchen geknickt. Das fast menschliche Gesicht schien überproportional groß im Vergleich zu dem mickrigen Körper. Während Yves ähnlich hässlich wie Heimlich war, machte er immerhin einen nicht ganz so ungepflegten Eindruck.

Kopfschüttelnd verließ Sevy das Wohnzimmer und stand einen Moment unschlüssig im Flur. Ein Blick auf die Uhr, und er beschloss, die für das gemeinsame Abendessen benötigten Lebensmittel zu besorgen. Eine kurze Pause von der Musen-Villa würde ihm gut tun. Jeremiah würde in der Zwischenzeit ein Auge auf die anderen Geisterwesen haben.

Als Sevy gegen vier erneut die Villa erreichte, nahmen neben den Einkäufen vor allem seine Malutensilien den Großteil seines Autos ein. Er hatte einen Umweg in Kauf genommen, nur um in seiner alten Wohnung die restlichen Arbeitsmittel zu holen. Annabel hatte ihm den letzten notwendigen Impuls gegeben, seinem Beruf mit neuer Energie nachzugehen. Noch heute wollte er wieder den Pinsel über die Leinwand führen. Vielleicht konnte er ihr bis zum Abend sogar einen ersten Erfolg präsentieren?

Während er auf die Villa zuhielt, betrachtete Sevy neugierig den rechts vom Haus parkenden VW-Bus. Die Farbe – ein schmutziges Gelb – ließ das Auto alt und verbraucht wirken. Den Gardinen in den Fenstern und den vielen Aufklebern auf dem verblichenen Lack war es zu verdanken, dass das Fahrzeug trotz seines Zustandes einen insgesamt freundlichen Eindruck hinterließ.

Die Augen auf den Bus gerichtet und nach Annabel Ausschau haltend, sah Sevy den Zettel an der Haustüre erst, als er aufschließen wollte.

Zwei sind bereits tot.

Der/die Nächste folgt bald ...

Verunsichert betrat Sevy den Flur. In der Küche traf er auf Jeremiah, der von der Nachricht noch nichts wusste.

Dafür war sie Knut bekannt.

»Ich habe sie gelesen«, meinte der Kobold, mit der Zunge über die Zähne fahrend. Stückchen weißer Farbe blättern ab und verteilen sich in seinem Mund.

»Wo? An der Haustür?«

Knut verneinte. »Ich habe sie bekommen. Danach habe ich sie an Merlin weitergegeben. Der muss sie dort angetackert haben.«

»Von wem hast du sie bekommen?«

Natürlich hatte Knut dies vergessen.

»Laval!«, rief Sevy, verärgert über das schlechte Erinnerungsvermögen der Kobolde im Allgemeinen und über Knut im Speziellen.

Laval kam herbeigerannt, schlug die Hacken gegeneinander und führte die Hand salutierend an den Kopf. »Jawohl, mein Führer?«

»Sehr witzig!«, meinte Sevy säuerlich. »Hast du diesen Zettel schon mal gesehen?«

Der Kobold schaute auf das Stück Papier, ging in sich, überlegte und kam schließlich zu einem Ergebnis. »Ja.«

»Wann?«

»Schon ein wenig länger her. Da habt ihr beide in der Küche gegessen. Ich habe ihn bekommen.«

»Das war vor etwa drei Stunden!«, regte Sevy sich auf.

»Ich habe keine Uhr.«

Sevy schluckte und atmete durch. »Von wem hast du den Zettel bekommen?«

»Ich habe ihn Knut gegeben«, sagte Laval, als ihm keine Antwort auf Sevys Frage einfiel.

»Schön. Und wieso?«

»Das wurde mir so aufgetragen.«

»Von wem?«

Schweigen.

»Okay«, seufzte Sevy. »Ich hätte gerne, dass du versuchst, dich an heute Nachmittag zu erinnern. Fangen wir in der Küche an. Dort hast du zuerst versucht Annabels Schlüssel zu stehlen. Erinnerst du dich daran?«

Glücklich nickte der Kobold. »Schöne Zeiten.«

»Sicher, wie auch immer ... Und jetzt machst du Schritt für Schritt das Gleiche, was du dann getan hast. Gehe in die gleichen Räume, versuche dich an die Wesen zu erinnern, denen du dort begegnet bist.«

Laval hatte bei jedem Teilsatz genickt, was jedoch nicht viel bedeuten musste.

»Hast du alles verstanden?«, überzeugte Sevy sich daher.

»Ja.«

»Dann los!«

Einen Moment lang zögerte Laval noch, dann drehte er sich um und ging zum Tisch. Er hielt kurz an dem einfachen Holzstuhl, auf dem Annabel gesessen hatte, ging um den Tisch herum und bedeutete Sevy sich zu setzen. Dann griff er ihm in die Hosentasche, nach den Schlüsseln suchend.

Bestrafend schlug Sevy ihm auf die Hand.



»Ja, genau so war es«, überlegte Laval, seine schmerzenden Finger betrachtend. Konzentriert begab er sich zur Tür, hielt jedoch vorher an und bückte sich. »Hier habe ich diese tote Kakerlake bestaunt«, meinte er, den Kadaver zwischen Tür und Wand hervorziehend. »Dann habe ich sie wieder zurückgelegt.« Er tat es, tippte mit dem Finger, der gerade noch die Tierleiche berührt hatte, auf die Unterlippe und überlegte. »Und dann bin ich nach oben gegangen.«

Damit verschwand er aus der Küche.

»Melde dich sofort zurück, wenn du dich an den Zettelüberbringer erinnerst«, rief Sevy ihm hinterher. Dann schüttelte er den Kopf. Große Hoffnungen hatte er nicht.

Die nächsten zwei Stunden verbrachte Sevy mit dem Einrichten seines Ateliers, wofür er den Raum neben seinem Schlafzimmer auserkoren hatte. Letzteres war hinten rechts im Haus verortet. Das Atelier lag dagegen nach Westen und nach Süden, ebenso auf der rechten Seite der Villa, direkt oberhalb des Wohnzimmers, und verfügte somit über ausreichend Tageslicht.

Längst hatte er Staffelei und Leinwand arrangiert, Farbe und Pinsel lagen griffbereit. Nun war es endlich soweit: Er wollte sich nach einigen Tagen kreativer Pause wieder in die Arbeit stürzen.

»Nein«, zögerte er den Moment heraus. Die Kunst musste mit unbeschwertem Geist betrieben werden und noch gab es Probleme, die ihn beschäftigten. Unter anderem schien es ihm

ein mehr als unheilvolles Zeichen, dass er seit dem Gespräch in der Küche nichts von Laval gehört hatte. Nach den letzten vierundzwanzig Stunden war diese Ruhe zwar eine willkommene Abwechslung, aber die dem Kobold zugeteilte Aufgabe war wichtig.

Vollständige Stille herrschte in der Villa. Vermutlich lag dies daran, dass alle schliefen. Wie ihm Annabel erzählt hatte, war der normale Tageszyklus der meisten Geisterwesen genau dem der Menschen entgegengesetzt.

»Laval?«

Dieses Mal bekam Sevy keine Antwort. Auch als er erneut nach dem Kobold rief, ließ dieser sich nicht blicken. Die Nervensäure konnte die Villa nicht verlassen – oder nur ein einziges Mal ... Ein hämisches Grinsen konnte Sevy sich nicht verkneifen, auch wenn ihm dies bereits im nächsten Moment leidtat. Der Kobold konnte nichts für seine Mängel. Er verdiente zu leben wie jedes andere Wesen auch.

Sich in sein Schicksal fügend, legte Sevy den Pinsel beiseite und seufzte. Kam der Berg nicht zum Propheten, ging der Prophet eben zum Berg. Es stellte sich nur die Frage, wo er seine Suche nach der wandelnden Plage beginnen sollte.

Man musste immer die richtige Frage stellen, wusste Sevy. Und die war in diesem Fall: Was interessiert den Kobold?

»Meine Schlüssel und meine persönlichen Habseligkeiten im Allgemeinen«, murmelte er.

Unverzüglich begab Sevy sich in sein Schlafzimmer.

Friedlich schlafend lag Laval in Sevys Bettdecke eingewickelt. Das Gesicht entspannt, schien nichts auf der Welt ihn betrüben zu können.

Unsanft rüttelte Sevy den Kobold wach.

»Was?«, fragte Laval verwirrt.

»Du wolltest herausfinden, was du heute getan hast«, erinnerte Sevy ihn. »Von schlafen war nicht die Rede!«

»Nun«, erwiderte Laval, langsam zu sich findend, »Ich versuche doch gerade herauszufinden, was ich getan habe!«

»Wie ...«, begann Sevy, doch Laval fiel ihm ins Wort:

»Nachdem ich heute Mittag bei dir und Annabel in der Küche war, bin ich hoch, um nach anderen Schlüsseln zu suchen. Daher habe ich in deinen Sachen gewühlt.« Er richtete sich auf und sah Sevy eindringlich an: »Neue Socken wären übrigens angebracht ...«

»Weiter«, verlangte Sevy.

»Dann habe ich deine Unterhosen versteckt und an dem Apfel dort geleckert ...« Er zeigte in Richtung des Fensterbretts, auf dem das Stück Obst lag. »Danach habe ich mich zu einem Nickerchen auf dein Bett gelegt.«

Angewidert fragte Sevy: »Warum leckst du an meinem Apfel?«

Laval beantwortete diese Frage mit einem leeren Blick.

»Und dann?«, fügte sich Sevy.

»Ach so, richtig. Jetzt geht's weiter«, freute Laval sich. Er schien richtig Spaß an seiner Spurensuche zu haben. »Mal

schauen ... Nach dem Nickerchen habe ich das Wasser aus deinem Glas getrunken ...«

»Aber es ist noch drin«, protestierte Sevy.

» ... und es wieder zurückgespuckt«, fuhr Laval fort, bevor er die Prozedur vor Sevys ungläubigen Augen wiederholte.

Der Kobold wischte sich ein paar Wassertropfen von den Lippen und verließ das Zimmer mit den Worten: »Dann bin ich ins Erdgeschoss zurück, um Heimlich zu ärgern.«

Sevy schüttete die Flüssigkeit aus dem Fenster.

Dann warf er das Glas hinterher.

## Kapitel 6: Musen

Während Laval auf den Spuren seiner jüngsten Vergangenheit wandelte – gemäß seines ausdrücklichen Wunsches bevorzugt allein –, griff Sevy nach Pinsel und Ölfarbe.

Der Moment war gekommen: Er würde malen.

Der Kopf war leer, doch kaum konzentrierte er sich auf die vor ihm liegende Arbeit, begannen die Ideen zu sprudeln. Genau genommen brachen sie einem Sturzbach gleich über ihn herein: Bilder, Farben, Impressionen – alles wirbelte durch seinen Kopf. Sie warteten bloß darauf, von ihm in die physikalische Welt übertragen zu werden.

In ungezügelter Hast führte er den Pinsel über die Leinwand, die Befürchtung nicht abschütteln könnend, die vielen Ideen nicht schnell genug auf dem Tuch festhalten zu können. Doch sie blieben und verfestigten sich.

»Musen-Villa«, murmelte er. »Du hältst dein Versprechen!«

Tatsächlich schien etwas in diesem Haus die Fantasie zu beflügeln. Die Inspiration schien unerschöpflich, die Produktivität war ungekannt. Schneller als jemals zuvor nahm das Bild Form an. Zielgerichtet bannte Sevy das Motiv auf die Leinwand.

»Das gefällt mir ganz gut«, murmelte eine Stimme. »Besser als das von dem letzten Typen.«

»Handwerklich ist er nicht schlecht, aber ein wenig wild ist das Bild schon«, relativierte eine zweite Stimme.

Sevy versuchte die Kommentare zu ignorieren und widmete sich weiter seiner Kunst.

»Ich verstehe nur das Motiv nicht«, fuhr die erste Stimme fort.  
»Warum ist dieser Mensch dort nur so groß wie der Baum daneben?«

»Ich glaube, das heißt Perspiration, oder so«, schlug die zweite Person vor.

»Ach so ... Und warum haben die beiden Menschen dort das Hinterteil eines Pferdes auf den Schultern?«

»Das sind zwei Gesichter in der Seitenansicht!«, brach Sevy aufgebracht sein Schweigen. »Und es heißt *Perspektive!*«

»Ah!«, tönte es unisono von den beiden Pixies, die hinter Sevy Position bezogen hatten. Wie die verstorbene Marla trugen sie hohe, spitz zulaufende Hüte. Die darunter hervorragenden Gesichter waren denen von Kleinkindern ähnlich.

»Kann ich euch sonst irgendwie helfen?«, fragte Sevy ungeduldig.

»Bei was?«

»Bei dem was ihr tut.«

Ein kurzes Schweigen, dann die unvermeidliche Frage: »Was tun wir denn?«

Sevy seufzte. »Eine gute Frage. Eine ausgezeichnete Frage!«  
Das linke Wesen nickte fleißig, schien sich über Sevys Bestätigung zu freuen.

»Mich küsst gerade die Muse, da hätte ich gerne meine Ruhe«, erklärte Sevy.

Angeekelt verzog die Pixie das Gesicht. »Ich küsse dich doch nicht! Du etwa, Franz?«

»Sehe ich etwa so aus, als ob ich auf der Suche nach einem Würgereiz bin?«

»Das war bildlich gemeint«, seufzte Sevy. »Darüber hinaus sind Musen keine realen Personen, sondern eine Metapher.«

»Eine ...?«

»Sie existieren nicht«, stellte Sevy klar.

»Die Metaffen?«

»Die Musen.«

»Ach so!«, begriff Franz, überlegte es sich anders und nickte dann vehement mit dem Kopf. »Doch, die gibt es wohl. Ich und Karl sind Musen.«

»Ihr wollt Musen sein?«

Die beiden Pixies nickten stolz.

»Hm«, legte Sevy sich nicht fest. »Das lässt sich leicht überprüfen. Geht ihr mal kurz raus, bitte?«

Widerwillig gehorchten Franz und Karl, während Sevy sich erneut der Leinwand widmete und seine Komposition weiter vervollständigte. Unvermindert stark kamen ihm Ideen, ein Unterschied durch die Abwesenheit der beiden Pixies ließ sich nicht feststellen.

»Es liegt nicht an euch!«, rief er. »Alles ist wie vorher.«

Franz öffnete die Tür einen Spalt weit. »Echt?«

»Echt.«

»Vielleicht reichen die zehn anderen Musen dann doch schon aus«, vermutete die Pixie.

»Die zehn anderen ...«, begann Sevy.

»Na: Britta, Marco, Karo, Linda, Rico ...«

»Die sind auch noch hier?«, fiel Sevy ihm ins Wort. Doch kaum hatte er die Frage gestellt, entdeckte er prompt eine dritte kleine Gestalt. Und auch die anderen blieben ihm nun nicht länger verborgen. Merkwürdig, dass er sie anfangs nicht wahrgenommen hatte ... Alle gehörten derselben Art Geisterwesen an und jede einzelne der Gestalten war beschäftigt. Einige zeigten Interesse an ihm, andere weniger. Zwei schienen überhaupt keine Notiz von ihm zu nehmen, sondern stupsten mit einem von Sevys Pinseln eine genervte Ratte an.

»Zwölf Musen«, sagte Sevy leise. Ob sie tatsächlich für seine Inspiration verantwortlich waren? Er hob die Stimme: »Könntet ihr bitte alle für ein paar Sekunden vor die Tür gehen?«

Die meisten gehorchten wortlos, doch drei oder vier folgten seiner Aufforderung nur unter Begleitung ungehaltenen Murrens.

»Wichtigtuere!«, beschwerte sich eine kleine, weibliche Pixie.

Noch während die Geisterwesen den Raum verließen, konnte Sevy förmlich spüren, wie ihm die Inspiration abhandenkam, wie die Ideen versiegten.

Erstaunt ließ er den Pinsel sinken. Zwölf Musen, welche die Kunst aus den Bewohnern herauskitzelten. Vermutlich hatten die Vorbewohner jeweils ihre eigenen Musen mitgebracht, und auch diese hatten anschließend die Villa nicht mehr verlassen



können. Wahrscheinlich war nun auch Sevys persönliche Muse hier gefangen – wie auch Yves, sein Schutzgeist.

Als ihm dieser Gedanke so unvermittelt kam, fragte Sevy sich, was dies zu bedeuten hatte. Fehlte ihm ab sofort im alltäglichen Leben – außerhalb der Villa – ein gewisser Schutz? Was würde aus ihm ohne Schutzgeist?

Er legte den Pinsel zur Seite, als die Musen in das Zimmer zurückkehrten.

»Weiß jemand, wo Jeremiah ist?«, fragte er. Ihm schien, von einem Gespräch mit dem Zwerg konnte er sich die umfangreichsten Antworten auf seine Fragen erhoffen.

»Wer?«, wollte Franz wissen.

»Egal, ich werde ihn schon finden«, erwiderte Sevy, und verließ das Zimmer.

»Ich komme mit«, meinte Yves, der neben der Tür auf ihn gewartet hatte.

»Ah, perfekt«, erwiderte Sevy, als er das Heinzelmännchen entdeckte. »Dich hätte ich auch noch gesucht! Ich muss mit dir sprechen.«

»Dafür hast du jetzt viel Zeit«, erwiderte Yves. »Ich bleibe den ganzen Abend an deiner Seite, heute Nacht bis du sicher.«

»Du musst es ja nicht gleich übertreiben«, sagte Sevy, sich bereits um seine Nachtruhe sorgend.

Pflichtgetreu heftete Yves sich an Sevys Fersen, als dieser die Treppe hinunterging und die Küche betrat.

Suchend sah Sevy sich um, wollte bereits den Raum wieder verlassen, als er einen Kobold vor dem Wasserkocher

entdeckte. Die dürre Gestalt zitterte, schaute mit sehnsuchtsvollem Blick auf das elektrische Gerät.

»Alles in Ordnung?«

»Ich ... muss ... anmachen«, stieß der Kobold zwischen den Zähnen hervor, die Augen nicht abwendend.

Das Wesen schien tatsächlich zu leiden, nahm all seinen Willen zusammen, um Sevys Verbot Folge zu leisten.

»Weißt du was?«, schlug Sevy vor, Mitleid verspürend, »Du darfst ihn jetzt noch einmal anschalten, und dann ...«

»Klick!«

»Gut, sehr schön. Jetzt machst du eine Pause von einer Stunde, in der du dir eine andere Beschäftigung suchst. Und dann bauen wir diese Pausen langsam aus, okay? Wir kriegen das zusammen schon hin.«

Erleichtert nickte der Kobold.

»Wie heißt du?«

»Midas.«

»Also, Midas: Unterhalte dich doch ein wenig mit Knut – der ist im Kühlschrank –, oder spiele mit Laval. Ich komme nachher zurück, und dann kannst du mir beim Kochen zusehen.«

Nachdem Sevy den Wasserkocher wieder ausgeschaltet hatte, drehte er sich um – und wäre fast über Yves gestolpert.

»Laufe mir zumindest nicht vor den Füßen herum!«

Yves nickte.

»Weißt du, wo Jeremiah ist?«

»Nein ... Soll ich ihn holen?«

»Das wäre nett«, wunderte Sevy sich über das zuvorkommende Verhalten des Heinzelmännchens.

Yves riss den Mund auf und rief ohrenbetäubend laut:  
»Laval!«

»So viel zu meinem einst ausgezeichneten Hörvermögen«, murmelte Sevy, die Augen verdrehend.

Der Herbeigerufene musste sich in der direkten Umgebung aufgehalten haben, denn er erschien kurz darauf in der Küchentür.

»Was 'n los?«

»Sevy will, dass du Jeremiah suchst«, befahl Yves.

»Was?«, empörte sich Sevy, »Das habe ich nicht gesagt! Du solltest selbst ...«

Doch Laval hatte sich bereits mit einem Stöhnen umgedreht.

Yves mit einem Kopfschütteln bedenkend, begab Sevy sich in den Flur, wo ihm Jeremiah und Laval bereits entgegenkamen.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte der Zwerg.

»Laval, geh mal Midas beschäftigen«, ließ sich Yves hinter Sevys Rücken vernehmen. Schon wollte Sevy ihn maßregeln, doch zu seiner Überraschung gehorchte Laval auch diesmal. Einem geschenkten Gaul ...

»Ich habe ein paar Fragen«, richtete sich Sevy an Jeremiah.  
»Erstens wüsste ich gerne, was mit Yves passiert, wenn ich das Haus verlasse.«

»Er bleibt hier«, war die einfache und erwartete Antwort.

»Brauche ich denn keinen persönlichen Schutzgeist? Ich meine: Sind die nicht wichtig?«

»Es geht auch ohne«, beruhigte Jeremiah ihn. »Ihre Nützlichkeit ist streng hypothetisch. Für die meisten Menschen spielen sie keine wirkliche Rolle.«

Sevy sah sich nach Yves um, der gelangweilt an seinem Hintern kratzte und dem Gespräch offensichtlich nicht folgte.

»Also brauche ich mir immerhin deswegen keine Sorgen zu machen«, sagte Sevy beruhigt. Langsam ging er in die Küche zurück, gefolgt von Jeremiah – und natürlich Yves.

»Und wie sieht es mit meiner Muse aus? Ich habe doch vermutlich eine?«

Jeremiah nickte. »Ja, die wird auch hierbleiben müssen.«

»Das erklärt auf jeden Fall, warum die Vorbesitzer mit dem Auszug aus der Villa ihre Schaffensphase beendet haben«, überlegte Sevy. »Dafür bin ich allerdings noch ein wenig zu jung. Also sollten wir alles daransetzen, den Fluch aufzuheben.«

»Eine hervorragende Idee ...«, meinte der Zwerg.

Sevy schöpfte angesichts des positiven Tonfalls bereits Hoffnung – doch Jeremiah nahm ihm diese sofort wieder:

»... die aber leider nicht von Erfolg gekrönt sein wird.«

»Warum nicht?«

»Soweit wir wissen, gibt es keinen Spruch, der Irvings Bann aufhebt.«

»Es gibt für alles ein Gegenmittel«, widersprach Sevy.

»Auch für einen Sprung vom Kirchturm?«

»Nun gut, für fast alles«, gestand Sevy ein. Nachdenklich begann er, die wenigen aus der alten Wohnung mitgebrachten

Kochutensilien auspacken: zwei Töpfe, eine Pfanne, ein Schneidebrett und ein Sammelsurium an Messern und anderen Hilfsmitteln.

»So, wie Irving den Spruch angewandt hat, war er neu«, überlegte Jeremiah. »Sicherlich gibt es Geisterwesen, die eventuell ein Mittel dagegen finden könnten, doch davon hat sich bisher keines hierher verirrt.«

»Vielleicht sollte ich nach einem geeigneten Kandidaten Ausschau halten?«, schlug Sevy vor. »Außerhalb des Hauses, meine ich.«

Jeremiah tat ein Schritt zur Seite, als Sevy mit Schneidebrett, Käse und Raspel bewaffnet auf den Tisch zuhielt.

»Vielleicht ist das gar keine so dumme Idee«, meinte der Zwerg, wobei ihm die Verwunderung trotz des dicken Barts anzusehen war. Er schien tatsächlich überrascht darüber zu sein, dass Sevy einen sinnvollen Einfall gehabt hatte. Bevor dieser dies beleidigt kommentieren konnte, fuhr Jeremiah bereits fort:

»Allerdings müsste man dich unterstützen. Außerhalb des Hauses wirst du die Geisterwesen nicht so einfach entdecken, wie das hier der Fall ist.«

»Das ist mir eh unklar«, griff Sevy die Chance beim Schopf. »Laval meinte, dass die Naturnähe es begünstigt, euch zu sehen. Wieso?«

»Wir entstammen der Natur, wie der Mensch. In der Natur sind sich unsere Spezies nah. Die Stadt dagegen ist künstlich. Unnatürlich. Sie lenkt vom Wesentlichen ab. Außerdem

beherbergt diese Villa einfach zu viele von uns. Sie ist mittlerweile eher ein Teil unserer Welt als der euren.«

Jemand zupfte zaghaft an Sevys Hose.

»Darf ich wieder?«, fragte Midas, die ganze Haltung eine einzige Fleisch gewordene Bitte.

»Den Wasserkocher anschalten? Nein, noch nicht. Später, okay?«

»Aber mir ist langweilig.«

»Frag' Laval oder Knut.«

Enttäuscht schlenderte Midas in Richtung Kühlschrank davon.

»Mit ein bisschen Übung kannst du überall Geisterwesen sehen«, fuhr Jeremiah fort, während Sevy Wasser aufsetzte.

»Es gibt Milliarden von uns, du musst nur auf uns aufmerksam werden.«

Erneut ein Ziehen an Sevys Hosen; dieses Mal fester und ausdauernder.

Laval sah ihn an. »Mir ist auch langweilig!«

»Tu' irgendwas! Beschäftige dich, zeichne, bastle!« Er drehte sich noch mal zu dem Kobold um, der bereits davonschlich.

»Aber nicht wieder auf Heimlich herummalen!«

»Ist das Essen für uns?«, fragte Yves, der nur kurz für Laval Platz gemacht hatte.

»Eigentlich für Annabel und mich. Aber wenn etwas übrigbleibt, kannst du gerne was haben.«

»Wie ist das überhaupt mit Zwergen?«, wandte Sevy sich wieder an Jeremiah. »Ich meine: Da du keine Wasserkocher an- und ausschalten musst, oder ...«

»Darf ich?«, schrie Midas, der mit einem Arm an der Kühlschrantür hing, aufgeregt. »Darf ich?«

»Nein, Midas. Spiel weiter mit Knut, okay?«

Der Kobold nickte betrübt. Er strampelte mit den Füßen, bis er sich wieder in Richtung des offenen Kühlschranks gedreht hatte, und pikste dann erneut mit einer Gabel an Knut herum. Das Opfer wehrte sich nur halbherzig.

»Also«, kam Sevy auf seine Frage an Jeremiah zurück. »Was machen Zwerge wie du den ganzen Tag lang?«

»Momentan eher wenig«, meinte Jeremiah lachend. »Aber in der Natur sind wir für die Pflanzen und Bäume zuständig. Wir versorgen und pflegen sie, helfen ihnen beim Wachsen.«

»Dann hast du hier drinnen ja eher wenig zu tun«, sinnierte Sevy. Ihm tat der Zwerg leid, so abgeschieden von seiner natürlichen Umgebung. Vielleicht konnte er ihm eine Freude machen, indem er beim nächsten Einkauf ... Er stockte.

Wo war seine Käseraspel?

Verwundert suchte er den Tisch ab und bückte sich dann, um auf dem Boden nachzusehen. Tatsächlich fand er das Werkzeug – in Lavals Händen.

»Sag' mal, spinnst du?«

Der Kobold saß auf seinem Hinterteil und fuhr mit der Raspel an einem Tischbein entlang. Feine Späne lagen auf dem Boden verteilt. Der Pfosten hatte bereits einen guten Teil seiner Stärke eingebüßt.

»Hörst du wohl sofort damit auf!«, verlangte Sevy.

Mit einer lustlosen Geste ließ der Kobold die Hand sinken und sah Sevy eindringlich an. »Mir ... Ist ... Langweilig ...«

»Deswegen brauchst du nicht meinen Besitz zu zerstören! Her damit!« Er griff nach der Raspel und lief dann zur Spüle, um sie zu reinigen. Als es einen Augenblick später an der Haustüre klingelte, war er so intelligent, das Werkzeug nicht in Laval's Nähe abzulegen, sondern es kurzerhand mitzunehmen.

Die Uhr zeigte kurz vor acht, verabredet hatten sie sich erst für Viertel nach. Ob Annabel ihn missverstanden hatte?

Ganz der charmante Gastgeber, öffnete Sevy die Türe weit – und fuhr erschrocken zurück.

Es war nicht Annabel, die ihn dort erwartete.

»Hallo, Schätzchen!«, ließ sich die verführerische Stimme Brigittes vernehmen. Die katzenähnliche Gestalt schaute ihn belustigt aus den fast schwarzen Augen an. In selbstsicherer Haltung – voller körperlicher Spannung und dennoch betont gelassen – stand sie mit einem erhobenen Arm an den Türrahmen gelehnt.

»Hallo«, brachte Sevy schließlich hervor.

»Froh, mich wiederzusehen?«

»Hält sich in Grenzen.«

Kurz trat ein schalkhaftes Blitzen in ihre Augen, die Schultermuskeln unter der geschuppten Haut zuckten.

Mühsam behielt Sevy die Kontrolle über seine Beine und verbot ihnen, weiter in das Haus zurückzuweichen. Böse Geisterwesen können die Villa nicht betreten, erinnerte er sich. Ihm drohte keine Gefahr.



»Was willst du hier?«

»Ich wollte dich wiedersehen«, erwiderte Brigitte säuselnd.

Er schnaubte und die Spannung wich einen Moment lang von ihm. »Sicher.«

Das Wesen beugte sich vor und näherte sich ihm mit dem Kopf. Langsam verengten sich die Augen, in dem Mund zeigten sich schwarze, scharfe Zähne. »Wir haben noch etwas zu Ende zu bringen ...«, zischte sie.

Dann wich der Hass aus dem Gesicht und ein falsches Lächeln trat an dessen Stelle. »Aber nicht heute, das erledigen wir ein anderes Mal. Im Moment gibt es Wichtigeres. Nuchelavee will dich sprechen.«

»Nuchelavee? Wer ist denn das?«

»Er hier.« Damit trat Brigitte zur Seite, die Sicht auf den zweiten Besucher freigebend.

## Kapitel 7: Der Erpresser

Eine Hufe gelangte in Sevys Blickfeld. Eine Hufe mit den Ausmaßen eines Frühstückstellers.

Doch damit fing der Schrecken erst an.

Langsam, fast lässig, trat das Wesen näher und Sevy wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Dabei war es nicht die schiere Größe des Tieres, die Sevy ein Schaudern über den Rücken sandte. Auch wenn das Pferd bis zum Kopf in etwa drei Meter maß. Vielmehr ließ ihn die Beschaffenheit der Haut zurückweichen.

Der Hengst hatte keine.

Dunkle Venen zogen sich kreuz und quer durch das freiliegende und in der untergehenden Sonne feucht glänzende Fettgewebe. An den meisten Stellen schienen Muskeln durch: Dunkelrote Striemen, die zu ihren Enden hin in der Tiefe des massiven Körpers verschwanden. Angeekelt und gleichzeitig fasziniert startete Sevy auf die Arbeit der Muskelfasern, auf das Pulsieren der Adern im Takt des ruhigen, kräftigen Herzschlags. Das Haupt des Pferdes bot einen ähnlich verstörenden Anblick: Die Zähne blickten hervor und Ohren war nicht vorhanden. Dunkle Löcher markierten die betreffenden Stellen.

Schweigend betrachtete das Pferd Sevy, dann erklang seine erstaunlich angenehme Stimme: tief und überlagert von einer leichten Vibration.

»Mein Name ist Nuchelavee.«

Sevy schluckte und versuchte seine plötzlich knochentrockenen Lippen mit einer noch trockeneren Zunge zu befeuchten. »Sevy.«

Die lidlosen Augen des Pferdes waren groß. Aufgrund der fehlenden Haut war das Weiß der Augäpfel zu sehen; ringförmig umgab es die matt-graue Iris.

»Normalerweise würde ich Sie ja hereinbitten«, sagte Sevy aufgeregt. »Aber es gibt da mit dem Haus so ein kleines Problem. Ich meine: Sie wollen sicher nicht ... Außerdem haben wir gar nicht so viel Platz ... Ich ... Sorry, da geht gerade der Gaul mit mir durch.«

Noch während er die Entschuldigung aussprach, wurde ihm bewusst, dass die gewählte Redewendung eher unpassend sein dürfte.

»Ein Witzbold«, meinte Nuchelavee mit kalter Stimme zu Brigitte, bevor seine Augen wieder Sevy fixierten. »Dies ist allerdings kein Moment zum Scherzen.«

Sevy spürte die Erschütterungen der Erde, als der Hengst seine Hufe aufschlug, seinen Worten Gewicht verleihend.

»Ich wollte nicht ...«, begann Sevy, brach dann ab.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte Nuchelavee, Sevys Nervosität ignorierend.

»Oh?«

»Du sollst ausziehen.«

Sevy zögerte, rang sich dann zu der wesentlichen, ihn interessierenden Frage durch: »Warum?«

»Weil wir sonst dreimal am Tag jeweils einen deiner Mitbewohner umbringen.«

»Meine Mitbewohner? Du meinst den chaotischen Haufen, den ich mir zusammen mit der Villa zugelegt habe?« Er schnaubte herablassend, in einem Versuch zu demonstrieren, dass ihn diese Drohung kalt ließ. »Und warum sollte mich das stören?«

Ein dunkles Lachen arbeitete sich die Kehle des Tieres hinauf. Das Maul blieb regungslos und bewegte sich – wie auch beim Sprechen – keinen Millimeter. Aufgrund der fehlenden Lippen klangen die darauf folgenden Worte leicht unartikulierte: »Ihr Menschen seid außerordentlich sentimental. Eine für mich nicht nachvollziehbare Eigenschaft eurer Sippe. So mögt ihr es überhaupt nicht, wenn anderen Lebewesen etwas zustößt. Zum Beispiel ... Brigitte?«

Der Aufforderung Folge leistend, kam der Wechselbalg herbei, senkte den Kopf und schnüffelte mit der breiten und flachen Nase umher. Brigittes Bewegungen waren geschmeidig, katzenähnlich, als sie sich plötzlich bückte und mit ungeahnter Kraft die Hand in den Boden rammte. Bis zum Ellenbogen versank der Arm in der Erde, um dann zwei sich heftig windende Maulwürfe hervorzuziehen. Mit einem fiesen Grinsen hielt Brigitte die Nager in die Höhe und zerbrach ihnen mit den Fingern das Genick. Lebloß fielen die kleinen Körper zu Boden.

»Du wirst nicht behaupten können, dass dir das gefallen hat«, sagte Nuchelavee.

»Nun ja, Maulwürfe sind schlecht für den Garten«, gab Sevy zu bedenken. Angesichts des Wissens, dass das Pferd und seine Helferin ihm an seiner momentanen Position, im inneren der Villa, nicht gefährlich werden konnten, hatte er zu seiner gewohnten Standfestigkeit zurückgefunden. Hypnotisieren konnten sie ihn nur im Schlaf.

Hoffte er zumindest ...

Das Pferd stieß einen Laut aus, der sich wie ein Seufzen anhörte. Das linke Auge starrte weiter Sevy an, der aufgrund dieses Blickkontaktes feststellte, dass es höchst irritierend war, einen Gesprächspartner zu haben, der nicht blinzelte.

»Ich weiß nicht, warum ich mich immer wieder provozieren lasse«, kritisierte das Pferd sich selbst. Doch es klang eher wie eine an Sevy gerichtete Drohung.

Das anschließend hervorgestoßene Wiehern drang tief in Sevys Körper ein. Es ließ seine Knochen schmerzhaft vibrieren. Trotz des grauenhaften Klanges schien sein Körper von dem Geräusch angezogen zu werden. Sein Gehirn protestierte nicht dagegen – anfangs. Erst, als er sich der unbewussten Bewegung klar wurde, hielt er inne. Erschocken streckte er die Arme aus und stemmte sich gegen den Holm der Tür. Um auf Nummer sicher zu gehen.

Entgegen Sevys erster Vermutung, schien das Wiehern nicht ihm gegolten zu haben: Gleich drei Feen kamen von der Straße her angeflogen und ein Kobold rannte über das Gras auf den Pferdédéamon zu. Unwiderstehlich angelockt von der vibrierenden Stimme, strebten die Geisterwesen zu

Nuchelavee. Sie schienen in ihm eine Verlockung anstatt eine Bedrohung zu sehen.

Alarmiert drehte Sevy sich um und fing eine ganze Gruppe von Geisterwesen ab, die sich durch die Tür ins Freie – und in den sicheren Tod – stürzen wollten. Seine unsanfte Berührung schien sie zur Vernunft zu bringen; erschrocken wichen sie zurück.

Sevy wandte sich erneut dem Geschehen vor der Haustür zu. Während der herbeigelaufene Kobold rechtzeitig zu sich selbst zurückfand und hastig das Weite suchte, schienen die Feen weiter wie betäubt. Zwei der schemenhaften Wesen verscheuchte Brigitte, doch das dritte griff sie gezielt aus der Luft. Die Fee war nach wie vor unter Hypnose. Sie schien sich ihrer Lage nicht bewusst zu sein. Erst, als Brigitte einen der Flügel herausriss, fand das Opfer in die Realität zurück. Ein schriller Schrei löste sich von ihren Lippen.

Sevy biss die Zähne zusammen, erlaubte sich jedoch sonst keine sichtbare Regung. Dem auf ihn ruhenden Blick von Nuchelavee war er sich mehr als bewusst.

Mit einer drehenden Bewegung wurde auch der zweite Flügel entfernt, erneut gefolgt von einem schmerzerfüllten Schrei. Dann fasste Brigitte den weniger als zwanzig Zentimeter langen Körper mit der einen Hand, die andere schloss sie um den Kopf der Fee, dessen Hilferufe damit verstummten.

»Nein!«, rief Sevy noch, doch es war bereits zu spät. Ein Ruck hatte den Kopf vom Rumpf getrennt.

Lächelnd betrachtete Brigitte ihre Hände, aus denen Wasser zu Boden tropfte.

Sevys Schultern sackten herab, seine Miene wurde schwer. Dennoch schaffte er es, einen Hauch von Widerstand in seinen Blick zu legen, als er zu Nuchelavee aufsah.

»Menschen sind zu emotional«, tat das Pferd unaufgefordert seine Meinung kund. »Und damit lassen sie sich erpressen. Die Wahl liegt bei dir: Entweder du schaust dir alle paar Stunden den Tod eines Geisterwesens an, oder du ziehst aus.«

Alles schien gesagt: Ohne auf eine Antwort zu warten, drehte Nuchelavee sich um und setzte seinen massiven Körper in Bewegung. Der ihm untergebene Wechselbalg folgte und kletterte auf den Rücken des Hengstes.

»Warum?«, brachte Sevy schließlich hervor. Es hatte sich um nicht mehr als ein Flüstern gehandelt und so wiederholte er die Frage mit festerer Stimme: »Warum?«

Der geisterhafte, von pulsierenden Venen überzogene Kopf Nuchelavees wandte sich ihm zu.

»Warum soll ich ausziehen?«, formulierte Sevy die Frage vollständig.

»Das hat dich nicht zu interessieren«, antwortete das Pferd.

Bevor Sevy widersprechen konnte, fiel Nuchelavee in einen Trab, gleich darauf in den Galopp. Die Beschleunigung des Hengstes schien Sevy gegen jegliche physikalischen Gesetze zu verstoßen. Die Beine des Tieres verschwammen zu flächigen Gebilden, lediglich der weißlich-rote Glanz des

hautlosen Körpers ließ sich verfolgen, bis er von einem Waldstück verschluckt wurde.

Einige Sekunden lang starrte Sevy auf die verlassenen Felder. Dann senkte er seinen Blick auf die Stelle, an welcher der nasse Boden von dem Tod eines weiteren Geisterwesens zeugte.

Traurig wandte er sich um.

Gleich acht Hausbewohner standen im Flur und sahen ihn mit großen Augen an. Laval war Teil der Gruppe; ebenso Midas und Jeremiah.

»Nuchelavee ist mehr als gefährlich«, sagte der Zwerg. »Nicht nur für uns. Auch für dich.«

Sevy nickte. Er zweifelte nicht an Jeremiahs Worten.

»Ich komme gleich«, sagte er dann, trat hinaus und umrundete mit schnellen Schritten die rechte Ecke des Hauses. Sich immer wieder umschauend, klopfte er an die Seitentür des dort geparkten VW-Busses.

Das fahle Licht einer Glühbirne drang durch die milchigen Scheiben, als Annabel die Gardinen zur Seite schob. Einen Augenblick später öffnete sie ihm.

»Bin ich zu spät?«, fragte sie verwirrt. In ihrer blauen Jogginghose und ihrem knallroten T-Shirt hob sie sich nicht wesentlich von dem farbenreichen Inneren des Gefährts ab. Aufkleber, Fotos und Poster bedeckten jeden freien Quadratzentimeter des Blechs, der Überzug des schmalen Bettes war mit Zeichentrickfiguren bedruckt.

»Nein, ich wollte dich nur warnen. Hast du vorhin dieses Wiehern nicht gehört?«



Sie schüttelte den Kopf.

»Es läuft hier ein ziemlich unangenehmes Wesen herum. Sieht aus wie ein Pferd, nachdem ihm auf dem Schlachthof das Fell abgezogen wurde – nur, dass es noch lebt.«

»Ein Nuchelavee?«

»Du kennst ihn?«, fragte er erstaunt.

»Diesen speziellen Nuchelavee? Eher unwahrscheinlich. Es gibt nicht nur ein Exemplar. Genauso wenig wie es nur einen Kobold gibt.«

»Leider«, warf Sevy ein.

»Ja, in beiden Fällen«, stimmte Annabel ihm zu. »Von den hautlosen Pferden existieren aber nur relativ wenige. Dafür sind sie äußerst böse und ziemlich mächtig.«

»Wahrscheinlich ist er so etwas wie der Anführer der hiesigen bösen Geisterwesen.«

»Hm«, überlegte sie. »So oder so ist sein Auftauchen nicht gerade positiv zu bewerten.«

Sevy atmete tief ein und wieder aus – und setzte eine halbwegs zuversichtliche Miene auf. »Gönnen wir uns erst mal eine Pause und ein Abendessen, dann greifen wir den unwillkommenen Besuch von eben später auf. Wie besprochen in etwa einer halben Stunde in der Küche? Ich kann allerdings nicht versprechen, dass dir meine Kochkünste imponieren. Außerdem entschuldige ich mich schon jetzt für die vermutlich anwesenden ungebetenen Gäste.«

Er war bereits auf dem Weg zurück, als ihm noch etwas einfiel: »Ach so: Bitte keine Geisterwesen mitbringen, zum Beispiel

deinen Schutzgeist.« Verunsichert wartete er auf ihre Reaktion, da ihm bewusst wurde, dass diese Warnung reichlich spät kam. Doch sie nickte bloß und verabschiedete sich auf später.

Beide hatten sich bemüht, die Themenwahl während des Abendessens auf die Menschenwelt zu beschränken. Mit freundlicher Unterstützung von Jeremiah war es ihnen sogar gelungen, die Küche zu einer mehr oder weniger geisterwesenfreien Zone zu erklären. Lediglich Yves war unbeirrbar und wich nicht von Sevys Seite. Der Schock von Nuchelavees Besuch steckte dem Heinzelmännchen tief in den Knochen, und nur widerwillig erinnerte er sich daran, dass er während des Gesprächs zwischen Sevy und dem Dämonenpferd vor Furcht im Wohnzimmer gekauert hatte.

Natürlich zog Sevy ihn überaus gerne damit auf.

Neben Yves ließ sich nur Laval hin und wieder blicken – ihm war halt langweilig. Außerdem war er nach wie vor beleidigt, weil Sevy ihm die Käseraspel abgenommen hatte. Erst nach der dritten ausdrücklichen Aufforderung fügte der Kobold sich und ließ Midas ein wenig Aufmerksamkeit zukommen.

Zufrieden erkannte Sevy, wie die beiden einen Draht zueinander fanden und aufgeregt tuschelnd den Raum verließen. Hoffentlich lenkten sie sich gegenseitig in dem Maße ab, dass Laval seinen destruktiven Neigungen zumindest zeitweise nicht nachging. Für Midas stellte sich die neue Freundschaft schon jetzt als positiv heraus: Seit nunmehr zwei

Stunden war der Wasserkocher nicht mehr eingeschaltet worden.

Sevy stand auf und ging zum Herd. »Ich hoffe, das Essen war in Ordnung?«, fragte er. »Ohne Rezept sind Nudeln für mich leider schon das höchste der Gefühle.«

Als sie nicht antwortete, drehte er sich um. »Annabel?«

Ihm abgewandt, schaute sie gedankenverloren ins Nichts.

»Annabel?«, fragte er erneut, doch erst, als er an den Tisch trat, sah sie lächelnd auf.

»Du bist ziemlich einfach abzulenken«, meinte er. »Oder taub«, fügte er scherzhaft hinzu.

»Letzteres«, antwortete sie und führte dann ihr Weinglas an den Mund, während er sich an seinem Getränk verschluckte und ein wenig Wein durch seine Nase den Weg zurück nach draußen fand.

Sein Hustenanfall ließ sie auflachen. »Entschuldigung, das hätte ich dir schon früher sagen sollen. Es ist nur so, dass ich sehr gut Lippenlesen kann. Die meisten neuen Bekanntschaften sind von kurzer Dauer, da spare ich mir die langwierigen Erklärungen.«

Sie stellte das Glas ab. »Ich bin seit meinem zwölften Lebensjahr taub. Zu Sylvester ist eine Rakete direkt hinter meinem Kopf explodiert. Die Haare kamen mit der Zeit zurück – das Gehör nicht.«

»Das tut mir leid«, brachte Sevy hustend hervor. »Deswegen hast du vorhin wohl auch den Nuchelavee nicht gehört.«

»Das ist dennoch merkwürdig«, gab sie zu bedenken. »Bei lauten Geräuschen spüre ich die Vibrationen. Zum Beispiel habe ich es gemerkt, als du am Bus angeklopft hast. Allerdings hatte ich kurz vorher noch den Motor an, um die Batterien aufzuladen. Vielleicht haben die unrund laufenden Kolben die Schwingungen des Wieherns überlagert.«

»Unglaublich, dass ich nichts mitbekommen habe!«, staunte Sevy und betrachtete Annabel nun mit anderen Augen. Einerseits erschien sie ihm aufgrund ihrer Behinderung schwach, andererseits jedoch umso stärker. So oder so meisterte sie ihr Leben allem Anschein nach problemlos.

Ihre blauen Augen glänzten schelmisch. »Jede Frau hat so ihre Geheimnisse.«

»Erzähl mir etwas Neues«, murmelte Sevy, die Augen verdrehend. Dann setzte er sich auf. *Und du hältst mich auch nicht zum Narren?*, formte er tonlos mit den Lippen.

»Nein«, meinte sie, als ob er seine Frage laut ausgesprochen hätte. »Keine Sorge.«

Er lehnte sich zurück, streckte die Beine aus und trat dabei gegen etwas Weiches, das einen schmerzerfüllten Laut von sich gab.

»Oh, tut mir leid!«, entschuldigte Sevy sich, unter den Tisch schauend. Dort hockte Heimlich, eine alte Tube Kleber in der faltigen Hand. Anscheinend hatte er die Holzspäne, die Laval von dem Tischbein abgeschabt hatte, aus dem Mülleimer heraussortiert. Nun war er dabei, das ultimative Puzzle, das der

Pfosten darstellte, wieder in den Originalzustand zu versetzen. Gerade fügte er einen weiteren Holzschnipsel ein.

»Blöder Mensch«, murmelte Heimlich. »Blöder Kobold.«

Mit der letzten Bemerkung konnte Sevy sich identifizieren, die erste sagte ihm dagegen weniger zu. Glücklicherweise hatte er sich längst an das verschrobene Heinzelmännchen gewöhnt und nahm die Bemerkung daher auf die leichte Schulter. Außerdem versuchte er gar nicht erst, ihn von der überflüssigen Reparatur abzuhalten. Wenn Heimlich sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, konnte er ihn kaum davon abbringen.

»Meine Taubheit hat einen großen Vorteil«, meinte Annabel, Sevys Aufmerksamkeit wieder auf sich ziehend.

»Du verspürst bei einem Gespräch mit einem Kobold nicht den Wunsch, ihn auf der Stelle zu erwürgen?«, riet er.

Sie lachte. »Unter anderem. Aber noch hilfreicher ist die Taubheit bei den bösen Geisterwesen. Denn wie gesagt, sind die guten maximal lästig, die Aufgabenspanne der bösen reicht dagegen von störend bis tödlich.«

Vor seinem geistigen Auge sah er erneut die unangenehmen Gestalten von Nuchelavee und Brigitte.

»Die meisten Zauber wirken auf Menschen über ihr Gehör«, kam Annabel auf das Thema ihrer Taubheit zurück. »Die Stimmen, vor allem die Gesänge von Geisterwesen, wirken hypnotisierend.«

»Das kann ich bezeugen.«

»Da ich nichts höre, bin ich gegen viele ihrer Tricks immun.«

»Das ist in der Tat ein wesentlicher Vorteil«, gab er zu. »Sie haben gleich in der ersten Nacht versucht, mich umzubringen.« Er schürzte die Lippen. »Bleibt nur die Frage, warum? Was treibt sie an?«

»Was treibt uns an?«, stellte sie eine Gegenfrage. »Warum tun wir, was wir tun?«

»Spaß? Macht? Liebe?«, schlug er vor.

»In der Reihenfolge?«, lachte sie.

Die Antwort blieb er ihr schuldig, da sie beide von Midas und Laval abgelenkt wurden. Wie die besten Freunde traten die beiden Kobolde Seite an Seite in die Küche, in ein Gespräch vertieft.

»Keine Ahnung«, meinte Midas, auf eine Frage von Laval antwortend.

»Aber warum sollte Sevy sonst so böse zu mir sein?«, klagte Laval. Er lachte auf, während sie sich dem Küchentisch näherten. »Wir sollten ihm den Kopf rasieren, während er schläft! Das ist doch eine Spitzenidee!«

»Genau!«, ereiferte sich Midas. »Und dann malen wir ihn mit Ölfarbe an und schmeißen seine Wäsche aus dem Fenster.«

Sevy räusperte sich. »Ist euch Knalltüten eigentlich bewusst, dass ihr direkt neben mir steht?«

»Hm?«, fragte Laval, die Augenbrauen hebend. »Was ist ... Hey!« Er hatte Heimlich entdeckt. »Du zerstörst mein Meisterwerk!«

Im ersten Augenblick begriff Sevy nicht, auf was er anspielte, doch dann fiel sein Blick auf den Tischpfosten. Erstaunt hob er

die Augenbrauen. Heimlich hatte bereits die oberen drei Viertel des Holzbeines wiederhergestellt.

Laval ging großen Schrittes zum Tisch und sah teils verärgert, teils neugierig auf Heimlichs Arbeit. Natürlich konnte er es nicht dabei belassen: Er drückte und stupste mit den Fingern an dem Pfosten herum, dabei einen Großteil der Restauration zerstörend. Die Miene des Heinzelmännchens verfinsterte sich weiter. Wütend murmelte er Flüche, bedachte Laval jedoch mit keinem Blick.

»Hey, weg da!«, verscheuchte Sevy den Kobold.

»Mein Kunstwerk!«, protestierte Laval.

»Das war kein Kunstwerk, sondern Vandalismus!«

Lavals Gesicht fiel in sich zusammen, eine Träne löste sich aus dem linken Augenwinkel. Zitternd erhob er eine Hand und wischte sich die Nase lautstark ab. »Ich wollte doch nur wie du sein«, murmelte er verletzt. »Ein Künstler.«

Das schlechte Gewissen und eine Spur Stolz ließen Sevy einlenken: »Entschuldigung, so war das nicht gemeint. Du musst nur ...« Er hielt inne, als er das breite Grinsen von Laval sah.

»Siehst du«, sagte der Kobold zu Midas. »Einfaltspinsel sind es. Sie sind extrem einfach hereinzulegen.« Er verzog erneut das Gesicht, seufzte jämmerlich. »Buhu! Hilfst du großer Künstler mir? Gibst du mir, dem Unwürdigen, ein paar Tipps?«

Glucksend wich Laval aus, als Sevy nach ihm griff. Auch Midas stob davon. Beide Koblode schienen sich köstlich zu

amüsieren. Aus sicherem Abstand grinsten sie zum Tisch herüber.

Doch dann fiel Midas' Gesicht in sich zusammen. Er erhob einen zitternden Finger und zeigte auf das Fenster hinter Sevy.

»Sicher«, sagte Sevy beleidigt. »So leichtgläubig bin ich dann doch nicht.«

»Sevy«, sagte nun jedoch Annabel – und der Tonfall ließ ihn herumfahren.

Vor dem Fenster zeichnete sich ein unförmiger Schatten ab: groß, bedrohlich, unheimlich. Erst, als Sevy näherkam, erkannte er in dem unwillkommenen Besuch Nuchelavee. Geisterhaft nackte Augen stierten ihn an.

Äußerlich die Ruhe selbst öffnete Sevy das Fenster. Ein Schwall kühle Luft drang herein, zusammen mit einem unbekanntem und gleichzeitig unangenehmen Geruch.

»Störe ich?«, fragte das Pferd mit seiner freundlichen, fast väterlichen Stimme. »Leider muss ich feststellen, dass du immer noch da bist. Das verärgert mich.«

»Du warst doch gerade erst da«, erwiderte Sevy. »So schnell kann ich wohl kaum reagieren.« Er zuckte die Achseln. »Außerdem lasse ich mich nicht erpressen.«

»Tatsächlich? Vielleicht solltest du das lieber Eva erklären.«

»Eva? Ich kenne keine Eva.«

»Das ist schade, denn zum Kennenlernen bleibt dir nun äußerst wenig Zeit. Sie hat nur noch wenige Sekunden zu leben.«



Brigitte trat von der linken Seite aus vor das Fenster. In ihren Armen hielt sie eine Pixie. Das Wesen zitterte und sah Sevy mit einem flehenden, angsterfüllten Blick an. Die Wirkung dieses stummen Hilferufs war umso stärker, da Eva ihn an Marla erinnerte. Marla, für deren Tod er zumindest teilweise eine Mitschuld trug. Offensichtlich war es Nuchelavees Absicht, ihm mit diesem Akt weitere Schuld aufzuladen.

Ein leises, klagendes Geräusch drang aus Evas Mund, dann durchfuhr sie ein heftiges Zucken, mit dem ihr Körper schlagartig zu Wasser wurde. Ein leises Gluckern ertönte, als die Flüssigkeit zwischen Brigittes Fingern verrannte.

»Wir sehen uns dann bei der nächsten Hinrichtung«, meinte Nuchelavee schlicht.

Bevor Sevy auch nur ein Wort äußern konnte, zogen sich die beiden Geisterwesen zurück. Lediglich die kleine Pfütze unter dem Fenster verblieb.

## Kapitel 8: Die Predigt

Wie gelähmt hatte Sevy den Vorgängen vor dem Fenster beigewohnt. Er fühlte sich merkwürdig leer.

Regungslos hatte auch Annabel den Tod der Pixie mit angesehen. Sie stand am Tisch, ihre Augen waren auf das Fenster gerichtet. Schrecken und Anteilnahme zeigten sich in ihrem Gesicht.

»Keine leere Drohung«, sagte sie in das drückende Schweigen hinein.

»Nein«, erwiderte Sevy einsilbig. Er schloss das Fenster und überlegte.

Was nun? Wie sollte er vorgehen?

Obwohl eine plötzliche Müdigkeit ihn überfiel, musste er reagieren. Es war sein Haus und er musste die Entscheidungen treffen.

»Laval?«

Der Kobold sah auf.

»Wolltest du nicht immer schon der Aufgabe gerecht werden, den ganzen chaotischen Haufen an Geisterwesen dieses Hauses zu versammeln? An einem einzigen Ort? Sagen wir: Im Wohnzimmer?«

»Nein.«

»Nun, ich auch nicht«, sagte Sevy. »Ich kann mir wenig Schlimmeres vorstellen. Und daher ist das jetzt deine Aufgabe.«

Das Wohnzimmer allein hatte nicht ausgereicht, und so hatte Laval die restlichen Geisterwesen im Flur antreten lassen. Einige waren sogar in die Küche ausgewichen.

Mitten im Chaos stand Sevy: In dem Durchgang zwischen Küche und Wohnzimmer im Flur. An seiner Seite befand sich Annabel, die angesichts des ihrer Meinung nach hohen *Putzigkeitsfaktors* des ungestümen Geistervolkes ein Lächeln auf den Lippen hatte. Gerade amüsierte sie sich über eine Gruppe von Feen, die ausgelassen Fangen spielte. Sevy beobachtete indes einige Kobolde, die versuchten, den Leprechauns die Dreispitze zu klauen, während diese wiederum hart daran arbeiteten, den Anschein eines intelligenten Gespräches aufrechtzuerhalten.

»Tatsächlich glaube ich, dass die inhärente hypothetische Annahme des Begriffs auf den Bereich eines Habitus hinweist«, plusterte sich einer der Leprechauns auf. Wie seine Artgenossen erinnerte seine untere Gesichtshälfte an einen Frosch, und wie das amphibische Tier verfügte auch der Redner über fast kein Kinn. Zwischen der kaum vorhandenen Oberlippe und dem Nasenansatz war dagegen viel Platz.

»Aber was ist der Centerpoint?«, meinte sein Gegenüber.  
»Hast du bedacht, dass die Verwendung der Terminologie lediglich auf der Evolution der zugrundeliegenden Linguistik basieren könnte?«

»Sicherlich, mein Werter«, freute sich der Angesprochene über den Einwand. »Doch man darf nicht der Verlockung der Simplifizierung nachgeben. Immerhin sind die extrinsischen

Faktoren auf die Ableitung der stammeswörtlichen Geschichte belegt.«

Sevy fasste Annabel an die Schulter, um ihre Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. »Über was unterhalten die sich?«, fragte er.

»Über das Wort *Wohnzimmer*«, lachte Annabel.

Eine junge Fee flatterte Sevy ins Gesicht, er wedelte sie fort wie eine lästige Mücke. Dann sah er sich um. »Laval?«

Der Kobold drängte sich heran.

»Bist du fertig?«

»So ziemlich«, klagte Laval. »Die Feen sind wirklich nervige Dinger, sie fliegen dauernd davon. Und die Leprechauns erst! Du bist mir echt was schuldig! Die haben ...«

»Eigentlich wollte ich wissen, ob alle da sind«, fiel Sevy ihm ins Wort.

»Ach so ... Uhm ... Irving fehlt.«

»Lass ihn. Das ist vielleicht sogar besser so.«

Laval zuckte die Schultern. »Trotzdem bist du mir was schuldig.«

»Wenn du meinst«, winkte Sevy ab.

»Du weißt, was ich mir wünsche?«

»Was? Jetzt?«

Der Kobold nickte. Sein kleiner Körper war angespannt und Hoffnung zeigte sich in seinen Augen.

Sevy seufzte, zog seinen Schlüsselbund hervor und löste die Schlüssel zu seiner alten Wohnung. Dann ließ er sie fallen.

Wie ein Bluthund stürzte Laval sich auf sie, huschte dann über das ganze Gesicht grinsend davon, ein Versteck für sein Diebesgut suchend.

Sevy sah ihm nach, räusperte sich und erhob die Stimme. »Schenkt ihr mir bitte alle kurz eure Aufmerksamkeit?«

Kaum ein Kopf drehte sich ihm zu. Erst nach der zweiten und deutlich lauterer Aufforderung richteten die meisten Geisterwesen ihren Blick auf Sevy. Lediglich die Gruppe von Leprechauns diskutierte weiter.

»Würdet bitte auch ihr kurz still sein?«, wandte Sevy sich direkt an sie.

»Sicher«, antwortete einer von ihnen. »Unsere bisherige Verhaltensweise lässt sich dabei einfach erklären. Du hast vor wenigen Sekunden bloß darum gebeten, dass wir dir zuhören sollen. Nicht, dagegen, hast du verlautbaren lassen, dass wir auch schweigen sollen. Daher ...«

»Ich habe euch alle hier versammelt ...«, unterbrach Sevy den Leprechaun, »..., um ein paar neue Regeln bekannt zu geben.«

Ein kollektives Stöhnen ging durch die Menge. Einige wandten sich sogar demonstrativ zum Gehen.

»Es geht um Leben und Tod«, fügte Sevy schnell hinzu. »In den letzten vierundzwanzig Stunden sind insgesamt vier Geisterwesen dieses Hauses umgekommen.«

Diese Worte schafften Eindruck und die bereits den Flur verlassenden Geisterwesen drehten sich wieder um und kamen zurück. Alle starrten Sevy an. Stille hatte sich über das Haus

gelegt – mit Ausnahme eines wummernden Geräusches, das, plötzlich einsetzend, an Sevys Ohren drang.

»Ist das Irving?«, fragte Sevy verwundert. »Warum ...?« Er sah auf die Kellertür. Auf die offene Kellertür. Daneben stand Laval – mit schuldiger Miene.

»Ich dachte, ich mache die Tür auf, damit er mithören kann«, erklärte der Kobold kleinlaut.

»Sehr aufmerksam«, erwiderte Sevy, die Augen verdrehend. Um Irving würde er sich später kümmern müssen. Von seiner Selbstbestrafung aufgrund eines weiteren Todesfalls konnte Sevy ihn vermutlich eh nicht abhalten.

An alle gewandt fuhr er fort: »Wir werden bedroht von einem Nuchelavee.« Ein beunruhigtes Raunen ergriff Besitz der drei Räumlichkeiten. »Er will jeden Morgen, Mittag und Abend einen von euch umbringen. Bisher hat er sich daran gehalten.«

Sevy hatte es nicht leicht, das nun aufbrandende, wirre Durcheinander an Stimmen zu übertönen: »Um weiteren Todesfällen vorzubeugen, möchte ich, dass keiner von euch allein umhergeht. Keiner lässt sich von einem bösen Geisterwesen ansprechen. Egal, ob durch ein Fenster, durch die Tür oder sonst wie. Und keiner versucht das Haus zu verlassen.«

Als keine Widerworte erfolgten, bat er: »Jeder sollte auf seine Freunde und Bekannte achten. Sobald jemand fehlt, muss das sofort mir oder Jeremiah mitgeteilt werden.«

»Und wenn ihr nicht da seid?«, wollte ein Kobold wissen.

»Dann ... geht ihr zu Yves.«

»Aber wenn Yves nicht auffindbar ist?«

»Zur Not halt Laval. «

»Und wenn er ...«, begann der Kobold, doch Sevy kam ihm zuvor:

»Einer von uns wird da sein, dafür werden wir sorgen. «

»Und wenn nicht?«, erklang eine schrille Stimme, einer beunruhigten Fee zugehörig. Theatralisch raupte sie sich die Haare. »Oh mein Gott, wir werden alle sterben!«

Eine laute Diskussion brach aus, erneut musste Sevy fast Schreien, um die Gemüter zu beruhigen. »Hört mal: Ich weiß, dass ihr nicht gerade ein intelligenter Haufen seid. «

Entrüstetes Gemurmel.

»Aber ihr werdet ganz sicher nicht alle sterben. Deswegen diese neuen Regeln. Habt ihr die alle verstanden?«

Er sah der eben noch hysterischen Fee direkt ins Gesicht, fixierte sie, stellte sicher, dass auch sie begriff. »Auch du?«

Sie grinste unverschämt. »Natürlich. Ich wollte diesen Satz nur immer schon mal sagen. « Sie führte die Hände ans Gesicht, riss die Augen auf und schrie: »Oh mein Gott, wir werden alle sterben!« Ein erneutes Grinsen. »Ich sollte Schauspielerin werden.«

»Gott bewahre«, murmelte Sevy und löste die Versammlung auf.

Schweigend hockte Irving inmitten seines Verlieses, den Blick schräg vor sich auf den Boden gerichtet. Er wankte leicht; vor und zurück, vor und zurück.

Sevy war in den Keller gegangen, um den Kobold persönlich über seine neuen Verordnungen aufzuklären. Realistisch gesehen war dies unnötig: Verließ er doch niemals sein selbst gewähltes Gefängnis. Doch seit Sevy ihn das erste Mal gesehen hatte, ging ihm das Schicksal des Märtyrers nicht mehr aus dem Kopf. Außerdem wollte er sicher gehen, dass Irving die Selbstkasteiung wieder eingestellt hatte.

Er betrat den Raum, gefolgt von Annabel. In ihrem Gesicht erkannte er zuerst den Schrecken und dann das Mitgefühl, das sich noch steigerte, als sie die raue, blutige und schorfige Stirn des Kobolds erblickte.

Yves blieb indes an der Tür zurück. Ihn schien die zerschundene Gestalt Irvings abzustoßen.

»Irving?«, fragte Sevy sanft. Langsam trat er an den Kobold heran und ging dann in die Knie. Sanft berührte er die blanke Schulter – das zerrissene Gewand fand nur noch mit wenigen Fäden an dem alten Körper Halt.

Irving hob den Kopf, sah Sevy aus milchigen Augen an. »Sorgst du dafür, dass keine weiteren Geisterwesen das Haus betreten?«, fragte er. Seine Stimme war schwach.

»Wenn ich kann ...«

»Jakobskraut«, erwiderte der Kobold. »Jakobskraut an alle Eingänge.«

»Es schreckt Geisterwesen ab«, flüsterte Annabel, die hinter Sevy stand.

»Das mache ich«, versprach Sevy. »Gleich morgen besorge ich welches.«



Irving murmelte ein Wort des Dankes, bevor er den Blick wieder senkte.

»Kann ich sonst irgendetwas tun?«, wollte Sevy wissen.

Eine Träne löste sich aus Irvings Augenwinkel. Er schüttelte den Kopf. »Nein. Ich müsste etwas tun. Ich müsste dem Leid ein Ende bereiten, das Haus wieder befreien. Aber ich weiß nicht wie.« Er sah auf, konnte Sevys Blick jedoch nicht lange standhalten.

»Geht, bitte«, sagte er leise.

Hilflos sah Sevy auf. Annabel zuckte die Schultern – auch sie schien nicht weiter zu wissen. Schweigend begaben sie sich zurück ins Erdgeschoss.

»Vielleicht sind sie noch nicht wieder da«, mutmaßte Sevy.  
»Wegen der Versammlung, meine ich.«

In einem Versuch, ihre Niedergeschlagenheit nach dem Besuch bei Irving zu vertreiben, hatten er und Annabel beschlossen, einen Blick auf seine neueste Arbeit zu werfen. Gerade hatten sie sein Atelier betreten und hielten Ausschau nach den Musen, die Sevy am Mittag so tatkräftig unterstützt hatten.

»Heute Mittag hat es hier vor Musen nur so gewimmelt.« Die Beunruhigung war Sevy anzuhören. Hoffentlich hatte er sie nicht verprellt, als er sie vorhin aus dem Zimmer geschickt hatte.

»Sie werden spätestens dann kommen, wenn du anfängst zu malen«, erwiderte Annabel. »Geisterwesen werden von Kreativität angelockt, sie wollen an allem Teil haben.«

Sie ging auf die Leinwand zu, studierte schweigend das Bild. Sevys Anspannung wuchs mit jeder schweigsamen Sekunde. Gefiel ihr sein Gemälde? Als Künstler war man durchgängig den Meinungen anderer ausgesetzt, und zweifellos hatte er sich mittlerweile eine dicke Haut zugelegt. Wenn seine Arbeit nicht gefiel, so konnte er damit heute besser umgehen als noch vor wenigen Jahren. Doch in Annabels Fall ... Ihm war wichtig, dass sie sich mit seiner Kunst identifizieren konnte; dass sie seine Bilder mochte.

Hinter ihm wurde Yves langsam unruhig. Ihn hatte die Langeweile gepackt: Sevy zu bewachen war längst nicht so spannend, wie er sich das vorgestellt hatte. Er begann mit den Musen zu tuscheln, die nach und nach das Atelier betraten, angelockt von der Anwesenheit der beiden Menschen.

»Es liegt eine Art erotische Spannung in deinem Bild«, sagte Annabel schließlich. »Ich kann schwer sagen, in welchem Element genau. Es ist unterschwellig. Es gefällt mir.« Sie sah ihn an, überlegte. »Doch ganz davon abgesehen: Du hast Talent.«

»Danke.« Er trat an sein Gemälde, versuchte es mit ihren Augen zu sehen. Erstaunt bemerkte nun auch er die angesprochene Spannung, die sich zwischen den beiden im Halbprofil dargestellten Menschen ergab. »Das ist für mich eher ungewöhnlich«, meinte er. »Ich komme sonst fast immer ohne Erotik aus.«

»Hm.« Annabel sah sich um, streckte dann die Hand nach einer kleinen Pixie aus. »Hey, kommst du mal?«

Schüchtern kam das Geisterwesen näher.

»Das ist wohl dein Einfluss, habe ich recht?«

Die Pixie nickte.

»Wie heißt du?«

»Fluster.«

Nachdenklich betrachtete Sevy das Geisterwesen. »Da muss ich mich doch fragen, inwieweit es sich überhaupt noch um meine Kunst handelt. Wenn die Musen verantwortlich sind, welcher Teil meiner Arbeit gehört dann noch mir?«

»Es sind deine Ideen, es ist dein Können«, stellte Annabel klar. »Die Musen vereinfachen dir nur den Zugriff darauf.«

»Also ist alles, was in dem Bild steckt, meins?«

Sie nickte. »Keine Angst, nur du bist für dieses Bild verantwortlich. Fluster hat lediglich eine neue Ader in dir angezapft.«

»Also, ich glaube ja eher, dass Annabel diese Ader angezapft hat«, kicherte Laval, der sich mit Midas vor dem Bild eingefunden hatte. »Hast du gesehen, wie er sie anschaut?« Er riss die Augen auf, legte den Kopf schräg und schmachtete Midas an, sodass dieser rot wurde und verwirrt zurückwich.

Da Annabel Sevy zugewandt war, hatte sie Lavals Kommentar nicht von seinen Lippen ablesen können – zu Sevys immenser Erleichterung.

Ein schmatzendes Geräusch löste sich von Lavals Lippen, währen er versuchte, den nervös ausweichenden Midas zu umarmen. »Ich liebe dich, darf ich für dich kochen, dir meine Bilder zeigen?«

»Wenn du nicht bald aufhörst, zeige ich dir den Garten«, drohte Sevy.

Augenblicklich stellte Laval seine Eskapaden ein und sah Sevy verletzt an. »Warum bist du immer so gemein zu mir?«

»Warum versuchst du mich immer in den Wahnsinn zu treiben?«

»Zuneigung?«, schlug Laval vor.

Annabel hatte sich mittlerweile umgedreht und versuchte dem Gespräch zu folgen. »Was ist denn passiert?«

»Unwichtig«, meinte Sevy. »Gehen wir wieder hinunter?«

»Willst du mich loswerden?«, fragte sie verschmitzt.

Die Zeit war zwar fortgeschritten, doch den gemeinsamen Abend schon jetzt zu beenden, war nicht seine Intention gewesen. Vielmehr war die Küche in den letzten anderthalb Tagen zu so etwas wie seinem bevorzugten Aufenthaltsort geworden. Er war dort inmitten des Geschehens und konnte ein wachsames Auge auf die Geisterwesen haben – zumindest redete er sich das ein.

»Auf keinen Fall«, erwiderte er. »Jemand, der mich talentiert nennt, ist mein bester Freund – oder beste Freundin.«

Sie lachte, dann wurde ihr Gesicht ernst. »Ich würde das Bild gerne kaufen. Sobald es fertig ist.«

»Viel gibt es daran nicht mehr zu tun«, überlegte er und trat erneut an die Leinwand. Dabei musste er einigen Abstand bewahren, da sich neben Laval und Midas nun auch Franz und Karl – zwei der Musen –, sowie zwei Leprechauns eingefunden hatten.

»Ich weiß nicht«, meinte einer der Leprechauns. Sein Dreispitz neigte sich zur Seite, während er eine Hand lässig in seiner Fracktasche versenkte und die andere dorthin führte, wo bei Menschen das Kinn war. Dabei wurde er von Laval und Midas beobachtet; fasziniert verfolgten sie jede Bewegung.

Der Leprechaun räusperte sich. »Die Gestaltung der Bäume weist aufgrund der flächigen Maltechnik auf eine pessimistische Grundhaltung des Malers hin.«

»Dagegen wurden die Wolken sehr filigran angedeutet: schwebend, durchsichtig«, gab sein Nachbar zu bedenken. »Was mag er uns damit sagen wollen? Was ist seine Botschaft?« Sein Froschmund verzog sich, als eine grünliche Zunge hervorschnellte, um die fast nicht vorhandenen Lippen zu befeuchten.

»Kunstkritiker«, murmelte Laval herablassend. Dann hob er die Stimme und erklärte voller Inbrunst: »Ich glaube ja, dass die eckige Form der Gesichter der Personen hier für einen Komplex sprechen. Ich denke, der Maler ist unsicher und hässlich, deshalb verunstaltet er die Menschen.«

»Oder er kann nicht malen«, warf Midas hilfreich ein.

»Oder er kann nicht malen«, stimmte Laval ihm zu. »Wobei ... Wenn man genau hinsieht, ist die Farbe der Nase etwas heller als die der Wange. Kindheitstrauma, ganz eindeutig. Und dieser Pinselstrich hier!« Animiert stellte er sich auf die Zehen und zeigte auf eine beliebige Stelle des Bildes. Offensichtlich fand er Gefallen an der frei erfundenen Auslegung. »Der zeigt doch eindeutig auf, dass er sich ungeliebt fühlt! Außerdem verrät die

Stärke des Striches uns, dass er die Schuhgröße 43 hat.« Laval nickte ernst. »Nach der gezeigten Strichtechnik zu urteilen ist der zweite Zeh des rechten Fußes des Malers einen guten Millimeter länger als der des linken Fußes.«

Laval tat einen Schritt fort von der Leinwand, und er und Midas sahen abwartend die Leprechauns an, die völlig verwirrt zwischen Bild und Kobolden hin und her schauten.

Dann prusteten die beiden Kobolde los; sie konnten sich vor Lachen kaum auf den Beinen halten.

Es dauerte einige Sekunden, bis die Leprechauns begriffen, dass sie Opfer eines Scherzes geworden waren. Kurz sah es so aus, als wollten sie die Sache diskutieren, doch dann erkannten sie die Sinnlosigkeit dieses Vorhabens und verließen böse fluchend das Zimmer.

»Und diese ... Haare«, stieß Midas stockend zwischen Lachanfällen hervor, »zeugen von ... der Angst vor ... der Glatze!«

»Natürlich«, prustete Laval zwischen zwei tiefen Atemzügen. »Und hier ... die schmale Hüfte des Mannes ... Eindeutig ein Zeichen ... für einen ... unterentwickelten ...«

»Okay, das reicht«, unterbrach Sevy die beiden. Ungestüm drängte er sie zur Tür hinaus. Aufgrund ihres Lachanfalls waren sie nicht in der Lage, sich gegen den Rausschmiss zu wehren. Noch durch die geschlossene Tür konnte Sevy die beiden belustigten Kobolde witzeln hören.

»Und?«, fragte Annabel.

Verwirrt sah er sie an, in Gedanken noch bei den unverschämten Kobolden.

»Verkaufst du mir das Bild?«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn du es wirklich willst ...«, sie nickte, »... dann schenke ich es dir.«

Annabel war kurz vor zwei gegangen – eine Stunde war das mittlerweile her. Sevy hatte sie bis zu ihrem Bus begleitet, wo sie sich mit einem Kuss auf die Wange von ihm verabschiedet hatte. Leider war die freundschaftliche Geste von Laval und Midas, die vom Wohnzimmerfenster aus zuschauten, nicht unbemerkt geblieben. Sevy hatte sich – als sie angingen, Witze zu reißen – kurzerhand auf morgen verabschiedet.

Damit musste er nur noch Yves loswerden ...

Seit Stunden war das Heinzelmännchen immer in seiner Nähe geblieben. Zwar hielt der Schutzgeist sich oftmals im Hintergrund, doch seine dauerhafte Anwesenheit belastete Sevy.

»Hör' mal, Yves«, meinte er, während er sich bis auf die Unterwäsche auszog und in sein Bett stieg. »Ist ja wirklich schön, dass du mich beschützen willst und so, aber ich möchte jetzt schlafen.«

»Dann träum schon«, wünschte das Heinzelmännchen und setzte sich inmitten des Schlafzimmers auf die Dielen.

»Nun gut«, seufzte Sevy. »Ich muss wohl deutlicher werden: Ich möchte, dass du mich allein lässt.«

»Geht nicht.«

»Sicher geht das!«

»Ich pass auf dich auf!«, beharrte das Heinzelmännchen.

»Ja, das habe ich vorhin gesehen«, erwiderte Sevy. »Danke, dass du mich vor Nuchelavee gerettet hast ... vom Wohnzimmer aus! Falls du es nicht bemerkt hast: Ich stand im Hauseingang!«

»Ich wollte einen besseren Überblick bekommen«, verteidigte sich Yves.

»Wie denn? Durch die Wand hindurch?«

Yves schwieg.

»Gönne mir doch bitte ein wenig Ruhe«, versuchte er es mit einem Appell. »Schlaf vor der Tür, wenn du musst, aber ich hätte einfach mal gerne niemanden um mich.«

»Ich bleibe hier!«

Sevy seufzte, riss dann die Augen auf. »Oh, dort! Nuchelavee! Er kommt!«

»Nicht witzig«, murmelte Yves beleidigt und wandte sich ab.

Immerhin sah das Heinzelmännchen ihn nun nicht mehr an. Grinsend schaltete Sevy das Licht aus.



## Kapitel 9: Tod

»Mau-mau!«

War das nicht Midas' Stimme gewesen?

Mühsam öffnete Sevy die Augen.

Das erste, was er an diesem Morgen sah, waren die Gesichter von Laval, Yves und Midas – aus beunruhigender Nähe. Die drei Geisterwesen hatten es sich auf seinem Bett bequem gemacht, die Hände voller Karten, seine Hüfte als Spieltisch verwendend.

»Ich dachte, wir spielen Poker?«, meinte Laval.

»Ach so?« Midas kratzte sich am Kopf.

»Schachmatt!«, versuchte Yves sein Glück.

Sevy stöhnte. »Gute Morgen«, krächzte er dann.

»Hi.«

»'morgen.«

»Gut geschlafen?« Nur Yves hatte sich Sevy zugewandt.

»Ein bisschen kurz vielleicht.«

»Lass dich nicht stören«, meinte das Heinzelmännchen, eine Karte ablegend.

»Zu freundlich«, murmelte Sevy und setzte sich auf.

Ein aufgebracht Protest folgte angesichts der herabfallenden Karten.

»Fehlt jemand?«, fragte Sevy, als ihm schlagartig die Geschehnisse vom Vortag einfielen. Seine Uhr zeigte halb zehn. Sollte Nuchelavee sein Wort gehalten haben, müsste er erneut jemanden getötet haben.

»Keine Ahnung«, erwiderte Laval, hastig ein paar Karten zusammenraffend. »Ihr schuldet mir beide einen Zehner«, klärte er dann Midas und Yves auf, die sich sofort lautstark beschwerten.

»Hier!« Laval hielt ihnen die eingesammelten Karten vor die Nasen. »Seht ihr? Ich habe, uhm ... alles!«

Sevy verließ das Zimmer, während die drei Streithähne sich hektisch nach den verstreuten Karten bückten, um das beste Blatt zusammenzuklauben.

Die Küche schien verlassen. Wie immer war jedoch davon auszugehen, dass Knut sich in seinem selbsterwählten Zuhause – dem Kühlschrank – aufhalten würde. Wahrscheinlich schlief er.

Sein Frühstück aus den Schränken zusammensuchend, kamen Sevy dann jedoch Zweifel. Was, wenn Knut nicht da war? Was, wenn er ...

Von derart beunruhigenden Gedanken getrieben, öffnete Sevy die Kühlschranktür. Aufatmend stellte er fest, dass der Kobold tatsächlich darin lag und die Störung seiner Privatsphäre nicht mal bemerkte.

Einen Moment lang hatte Sevy wirklich befürchtet, Knut könnte das nächste Opfer gewesen sein. Wer wusste schon, wen Nuchelavee auswählen würde?

Leise schloss Sevy die Kühlschranktür.

»Jeremiah?«

Kurze Zeit später schaute das bärtige Gesicht des Zwerges um die Ecke. »Guten Morgen!«

»Hallo. Weißt du, ob jemand fehlt?«

Jeremiah schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch nicht mit Sicherheit sagen, aber ich glaube nicht.«

»Das wäre eine gute Nachricht! Dann haben mir gestern Abend doch alle zugehört.«

»Unvorstellbar, aber es scheint so. Um sicherzugehen, schaue ich mich aber noch mal um.« Der Zwerg zeigte auf den Kühlschrank. »Ist Knut da?«

»Komatös.«

»Gut, damit ist der erste auf meiner Liste abgehakt.« Mit einem knappen Nicken verabschiedete er sich. Dabei musste er Midas ausweichen, der mit schmollender Unterlippe die Küche betrat.

»Nummer zwei«, meinte Jeremiah.

Ohne Sevy eines Wortes zu würdigen, ging Midas zur Küchenablage, kletterte hinauf und hielt vor dem Wasserkocher.

»Klick!«

»Gibst du deine Entziehungskur auf?«, fragte Sevy. »So lustlos, wie du den Wasserkocher gerade eingeschaltet hast, scheinst du doch eigentlich auf einem guten Weg zu sein.«

»Ich habe mich umentschieden«, erwiderte der Kobold finster. »Der Wasserkocher ist wieder mein bester Freund.«

»Streit mit Laval?«, erriet Sevy. »Das kenne ich. Passiert mir dauernd.«

Mit verbissener Miene starrte der Kobold auf das Elektrogerät, während Laval und Yves auf Midas' Spuren die Küche betraten.

»Kommst du mit, Heimlichs Putzlappen klauen?«, fragte Laval den Kobold. Allem Anschein nach hatte er den von Sevy vermuteten Streit längst überwunden.

Midas schüttelte den Kopf.

»Sicher?«

Midas nickte.

»Warum sprichst du nicht mit mir?«, wunderte sich Laval, und als Midas sich hierzu nicht äußerte, zog er an Sevys Hose.

»Warum spricht er nicht mit mir? Warum?«

Sevy hatte gerade eine Schüssel mit Müsli und Joghurt in der Hand. Durch Lavals ungestümes Rütteln schwappte ein wenig der zähen Masse heraus.

»Lass das!«

»Warum?«, wollte Laval wissen.

»Weil es mich nervt!«

»Warum?«

»Nee, das Spiel mache ich nicht mit!«, weigerte sich Sevy und floh kurzerhand in den Flur. Doch Laval folgte, das Gesicht zu einem breiten Grinsen verzogen.

»Warum gehst du?«

Kurz davor in das Obergeschoss auszuweichen, fiel Sevys Blick auf die Haustür. »Ha!«, rief er, hinaus in den Garten stürzend. »Herrliche Ruhe!«

Glücklich ließ er sich in das weiche Gras sinken. »Willst du mir nicht Gesellschaft leisten?« Fröhlich winkte er Laval zu. »Komm doch, komm her!« Er tätschelte den Rasen neben sich.

Beleidigt wartete Laval einige Minuten an der offenen Tür. Als er erkannte, dass Sevy den Genuss seines Müslis absichtlich in die Länge zog, drehte er sich schließlich um und verschwand im Hausinneren.

»Nervensäge«, murmelte Sevy, bevor sein Blick zu dem VW-Bus wanderte. Nichts regte sich dort. Annabel schien zu schlafen. Kein Wunder nach den gestrigen Vorkommnissen.

Die Sonne brannte angenehm in Sevys Nacken und in der Ferne meinte er sogar die Ostsee rauschen zu hören. Vielleicht war es auch nur der Wind in den in einiger Entfernung stehenden Bäumen. Egal: Beruhigend wirkte die Geräuschkulisse allemal.

Er blickte erneut auf den VW-Bus und ihm wurde klar, dass er seinen Aufbruch hinauszögerte.

Für sie.

Er hätte sie gerne gesehen, sie eventuell gefragt, ihn bei seinem Einkauf zu begl...

Ein lautes Scheppern ließ ihn aufspringen. Das Geräusch war aus dem Haus gekommen. Mit weit ausholenden Schritten eilte er in die Küche.

Knut lugte schlaftrunken aus dem Kühlschrank hervor und Yves stand abseits, während Midas und Laval vor dem Haufen Plastik standen, der einst Sevys Wasserkocher gewesen war. Irgendjemand hatte die Idee gehabt, ihn als Wurfhammer zu missbrauchen. Als das Wurfseil – in diesem Fall das Elektrokabel – nachgegeben hatte, war das Gerät wohl gegen die Wand und dann auf den Boden geknallt.

Sevy bemerkend, sahen die beiden Kobolde auf. Für die Dauer eines Wimpernschlags zeigte sich Schuld in Lavals Zügen, dann hob er den Finger und zeigte schweigend auf Midas. Dieser war aufgrund der Anschuldigung zu perplex, um sich zu verteidigen.

Erschrocken wich Sevy zurück, als zu allem Überfluss ein schwarzer Schatten an ihm vorbeihuschte und sich in einer dunklen Ecke im Flur verlor.

»Kobolde oder Ratten«, stöhnte Sevy. »Ich weiß nicht, was schlimmer ist.«

Die anderen schienen hierzu keine eindeutige Meinung zu haben, und genau genommen wollte Sevy sie sowieso nicht hören.

Ohne ein weiteres Wort verließ er die Küche, setzte sich in sein Auto und fuhr in die Stadt.

Einsame Felder, verlassene Landstraßen. Nur das Geräusch des Motors war zu hören, sonst herrschte wohltuende Ruhe. Nach zwei Stunden in der Stadt – die Uhr im Instrumentenbrett zeigte mittlerweile kurz vor eins – fühlte Sevy sich wie neugeboren. Und doch: Es war komisch. Nicht nur freute er sich darauf, Annabel und die Villa wiederzusehen. Nein, ihm fehlten – er wollte es sich zuerst gar nicht eingestehen – auch die Bewohner des Anwesens. Während des Einkaufens war ihm die normale Menschenwelt so langweilig, so beständig vorgekommen. Auf eine merkwürdige Art und Weise hatte er sich inmitten der Menschenmengen nicht wirklich wohl gefühlt.

Diese Abkehr von der Stadt schien nicht nur ihn heimgesucht zu haben: So viel Mühe er sich auch gab, Geisterwesen hatte er in der Stadt nur wenige gesehen.

Anders war dies im Gartenzentrum gewesen. Hier und da war ihm ein Zwerg begegnet. Außerdem waren ein paar Kobolde auf der Suche nach einer destruktiven Aufgabe an ihm vorbeigezogen. Doch sogar inmitten von Pflanzen, Teichen und Blumenbeeten hatte sich die Anzahl der Geisterwesen in Grenzen gehalten – obwohl Sevy vermutete, dass er sowohl in der Stadt als auch in der Gartenanlage nur einen Bruchteil der tatsächlich vorhandenen Kreaturen wahrgenommen hatte. Zwar schien er mittlerweile sensibler für ihre Anwesenheit zu sein, doch sogar in der Musen-Villa übersah er sie anfangs oft. Man musste sich auf sie konzentrieren. Man musste sie sehen *wollen*.

Er parkte das Auto neben der Villa und ließ einen Großteil der Einkäufe vorerst im Kofferraum. Lediglich das gekaufte Jakobskraut nahm er an sich, ebenso den Werkzeugkasten.

Wie er Irving versprochen hatte, brachte er das Gewächs an der Haustür, der Hintertür im Salon und an den Fenstern an. Damit würden – so der Plan – weitere Geisterwesen davon abgehalten, sich in die Falle zu begeben, welche die Villa für sie darstellte.

Nach einem erneuten Gang zum Wagen suchte Sevy die Küche auf. Das Betreten dieses Raumes war von Mal zu Mal ein Abenteuer, wusste er doch nie, was ihn dort erwartete. So war er auf vieles gefasst gewesen – und trotzdem verschlug der Anblick ihm die Sprache.

Laval und Midas standen in vollem Licht vor dem westlichen Fenster, die Gewänder hochgerafft und die nackten Bäuche vorgestreckt.

Dicke Bäuche.

Kugelrunde Bäuche.

Behaarte Bäuche.

Bei dieser Gelegenheit musste Sevy gezwungenermaßen feststellen, dass Kobolde allem Anschein nach geschlechtslos waren. Dies kam ihm angesichts der Blöße der beiden sehr gelegen.

»Hi Sevy«, rief Laval fröhlich. »Hilf uns mal: Wer hat den dickeren Bauch?«

Auch Midas hob den Blick. Er machte keinen sehr glücklichen Eindruck.

»Alles in Ordnung?«, fragte Sevy.

»Mir ist nur leicht schlecht«, erwiderte der Kobold.

Sevy hob zwei Saftkanister vom Boden auf. Außerdem einen großen Plastikbecher, der einst Joghurt beinhaltet hatte. Und eine leere Tüte Milch.

»Was habt ihr denn gemacht?«

»Wir haben uns neue Aufgaben gesucht«, erklärte Laval stolz.

»Da du deine Farben eingeschlossen hast ...«

»In weiser Voraussicht«, fiel Sevy ihm ins Wort.

» ..., haben wir zur Bekämpfung der Langeweile gewettet, dass wir es schaffen, alle Flüssigkeiten im Haus zu trinken.«



Nach dem Sinn des Vorhabens zu fragen, würde reine Zeitverschwendung sein, und so beschränkte Sevy sich auf das Wesentliche: »Habt ihr's denn geschafft?«

Träge nickte Midas, während Laval die Frage mit deutlich größerem Enthusiasmus beantwortete.

»Und jetzt wollen wir wissen, wer von uns beiden mehr getrunken hat«, erklärte Laval.

»Dem Aussehen nach Midas«, sagte Sevy. Der Kobold ließ gerade sein Gewand wieder sinken. Es spannte über seinem Bauch.

»Nur weil ihm schlecht ist?«, protestierte Laval. »Schau dir meine Wampe an!«

»Nein danke, mir ist der Appetit bereits vergangen.«

Sevy entdeckte eine weitere leere Packung. »Wer hat die denn getrunken?«, fragte er erstaunt, den Karton aufhebend. »Die Milch war schlecht! Da Knut die Tür vom Kühlschrank immer auf lässt, habe ich ihn ausgeschaltet. Ich wollte die Milch schon gestern wegwerfen, da roch sie bereits.«

Mit verzogenem Gesicht starrte Midas auf die leere Milchtüte. »Das erklärt so einiges«, murmelte er. Dann sah er leidend zu Sevy auf, sagte »Entschuldige mich« und erbrach sich ausgiebig auf den Fußboden.

Im Hintergrund konnte Sevy Heimlich aufstöhnen hören.

Schon kam das Heinzelmännchen herbei und machte sich mit einem verschlissenen Tuch an dem Erbrochenen zu schaffen.

Midas hatte der Sauerei inzwischen bereits den Rücken gekehrt. Die Erleichterung über den nun reduzierten Mageninhalt war ihm anzusehen.

»Noch eine Tüte Milch?«, provozierte Sevy, die Packung zwischen seinen Einkäufen heraussuchend.

»Nein, danke«, kam Laval Midas zuvor, als letzterer erstaunlicherweise bereits die Hand ausstreckte. »Als nächstes wollen wir ...«

Sevy hob die Hand. »Sagt es mir nicht, ich will es gar nicht wissen.«

»Aber ...«

»War Annabel hier?«

Ein unziemliches Grinsen entblößte Laval's blassweiße Zähne.

»Wieso?«

»War sie hier?«, wiederholte Sevy seine Frage.

Der Kobold schüttelte den Kopf. »Nein.«

Neutralen Gesichtes zuckte Sevy die Schultern.

»Langschläferin.«

»Bestimmt ist sie längst wach, hat aber kein Interesse dich zu ...«, begann Laval, wurde dann aber von Midas abgelenkt, der ihn ungeduldig am Arm zog. Ein leises Tuscheln, dann zogen die beiden Koblode voller beunruhigender Vorfreude von dannen.

Nachdem Sevy die Einkäufe verstaut hatte, wollte er Jeremiah sein Geschenk überreichen, überlegte es sich dann aber anders. Vermutlich war der Zwerg unterwegs, um erneut die

Anwesenheit aller Geisterwesen zu überprüfen. Bei dieser wichtigen Aufgabe wollte Sevy ihn nicht stören.

Stattdessen entschloss er sich, sein Bild zu vollenden. Unter Umständen konnte er es bereits heute Abend Annabel als Überraschung präsentieren. Er wusste nicht, wann sie abfahren wollte, und ebenso wenig wusste er, wohin. Zwar hatte sie ihm erzählt, dass sie Kunst sammelte, doch wo sich die benötigten Räumlichkeiten für die Aufbewahrung der kostspieligen Exponate befanden, hatte sie ihm bisher verschwiegen.

Am Bild gab es nur wenig zu ändern; die Komposition war bereits gestern fertig gewesen. Bis auf ein paar letzte Tupfer war die Landschaft vollständig, die beiden dargestellten Personen mussten jedoch noch mit Details versehen werden. Diese Arbeit gefiel Sevy am besten, und er hob sie sich deshalb immer bis zuletzt auf.

Wie am Vortag, ging ihm das Malen leicht von der Hand, und so wandte er sich nach wenigen Minuten den Figuren zu. Strich für Strich nahmen sie Gestalt an; ihre Struktur hob sich stärker und stärker hervor.

Zu seinen beiden Seiten hatten sich einige Musen eingefunden. Schweigend sahen sie ihm zu, ihn mit ihrer Aufmerksamkeit gleichzeitig unterstützend.

Sevy arbeitete das Gesicht der Frau heraus. Unter anderem war sie es gewesen, die – wie Annabel ganz richtig bemerkt hatte – eine Spannung, eine unterschwellige Erotik, beisteuerte. Diese Emotion wollte Sevy verstärken, wenn auch nur minimal. Doch zu seiner Verärgerung schwand die Wirkung mit jedem

Pinselfrich. Abgelöst wurde die angestrebte Nähe langsam, aber sicher von einer kühlen Distanziertheit.

Sevy tat einen Schritt zurück.

»Nein«, murmelte er. Das Ergebnis war nicht so, wie er es sich wünschte. Mit einem Tuch entfernt er den Großteil der eben aufgetragenen Farbe und stellte den alten Zustand wieder her. Gerade wollte er erneut mit der Bearbeitung anfangen, als er an die Muse denken musste, die nach Annabels Meinung für seine neuen Anwendungen in der Kunst mit verantwortlich war.

Fluster.

Befand sie sich momentan nicht im Raum? War dies der Grund für sein erfolgloses Bemühen? Doch warum sollte sie nicht anwesend sein, wenn ...

Alarmiert sah Sevy auf und suchte unter den ihn umgebenden Pixies nach dem schüchternen Wesen.

Er fand es nicht.

»Wo ist Fluster?«, fragte er Franz.

Die Pixie hob die Schultern. Auch die anderen konnten Sevy diesbezüglich keine Auskunft geben.

Nichts Gutes ahnend, riss Sevy die Tür auf. »Jeremiah?«

»Du bist schon wieder da?«, hallte ihm die Stimme des Zwerges aus dem Erdgeschoss entgegen. Von der Treppe schallten die schnellen Schritte kurzer Beine herüber. Als der Zwerg in das Atelier trat, ließ seine Miene Schlimmes erwarten.

»Es sind seit heute Morgen zwei weitere Geisterwesen verschwunden«, teilte er unumwunden mit. »Eine Pixie und ein Zwerg.«

»Fluster?«, fragte Sevy. »Heißt die Pixie Fluster?«

Jeremiah nickte.

Kurz schloss Sevy die Augen. Dann legte er das Tuch mit den Farbresten zur Seite und kehrte dem Bild den Rücken zu. In Anbetracht der neuen Todesfälle schien ihm seine Beschäftigung plötzlich trivial: Er malte, während immer noch Geisterwesen umkamen! Auch wenn ihnen danach bloß die Reinkarnation in Menschenform drohte, durfte er dies nicht auf die leichte Schulter nehmen.

»Ich bin gleich zurück«, verkündete er und machte sich auf den Weg in den Keller.

Von der Treppe aus kam ihm Heimlich entgegen.

»Denke du bitte auch daran«, forderte Sevy ihn auf. »Immer Vorsicht walten lassen! Es sind heute bereits zwei weitere Geisterwesen umgekommen.«

Wortlos betrat Heimlich das Atelier und begann die von zwei herumalbernden Musen gemachten Farbleckse vom Boden zu entfernen.

»Gut!«, murmelte er, verbissen schrubbend. »Weniger Geisterwesen, weniger Arbeit.«

----- Ende der Leseprobe -----

Den Link zum Download des vollständigen Buches gibt es hier: [www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/](http://www.yvesgoratstommel.com/romane/sevy-lemmots/)

